

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Peregrine. Novelle von Ottomar Beta. (Schluß). — Angststunde. Von E. P. Meßmacher. — Die altdeutsche Spinnstube. Von Fedor von Köppen (mit Abbildungen). — Pompeianerin. Nach dem Gemälde von A. Holmberg. — Unsere Illustrationen. — Mosaik. — Die Mode (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Nebus. — Schach. — Zweifelhafte Charade. — Auflösung des Nebus, der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 19, des Arithmogriphs, der Stat-Aufgabe und des Quadrat-Räthfels Seite 176. — Correspondenz. — Zur gefälligen Beachtung.

Peregrine.

Novelle von Ottomar Beta.

(Schluß.)

VIII.

Es war spät, als Clärchen das Süllmann'sche Haus verließ. Hertha hatte sich lange nicht beruhigen können, und ihr Zustand war um so beängstigender, da sie sich bisher so aufrecht und tapfer gehalten hatte. Jetzt fieberte sie heftig und mußte in's Bett gebracht werden. Alle Zuversicht schien sie verlassen zu haben, und wie es der Tochter ging, so ging es der Mutter, welche mit zitternden Gliedern an dem Lager der Tochter saß und ihren einzigen Schatz auf Erden hütete. Clärchen konnte sich erst entschließen, die Beiden zu verlassen, als der Arzt den Anfall für ein leichtes Fieber erklärte, das von innerer Aufregung herrühre und von Hertha's jugendkräftiger Natur bei einiger Ruhe ohne Gefahr überwunden werden würde. Er verschrieb ein leichtes Opium, um den linden Freund, den Schlaf, herbeizurufen.

Clärchen wandte sich auf der Straße unschlüssig hin und her, als wüßte sie nicht wohin. Jetzt erst fühlte sie, wie nahe ihr Hertha's Geschick ging. Sie kannte Hertha's Gemüth fast wie das eigene, und es war ihr nicht fremd, welches unausgesprochene Leid darin lebte und nimmer sterben konnte, so lange Leib und Seele zusammenhielten und so lange Peri nicht an ihrem Herzen lag. Sie kannte auch Peri, seinen verhaltenen Stolz, seinen Ehrgeiz. Sie vergaß es nicht, daß die Hamburger Proben ihn oft bis auf's Blut zu beleidigen sich bemüht hatten und konnte sich's in ihrem naiven Verstande gar wol zurechtlegen, daß derlei Kränkungen, wenn sie auch Niemandem erspart bleiben und Jeder sich auf's Beste mit den Anmaßungen und den mehr oder minder berechtigten Vorurtheilen seiner Mitmenschen abzufinden hat, bei Peri nachhaltiger wirken müßten, als dies bei anderen minder Verwundbaren und vielleicht minder Feinfühligten der Fall sein mochte, denen die gütige Natur eine widerstandsfähigere Epidermis mit auf den Weg gegeben. Aber sie konnte ihn andererseits auch nicht voll und ganz entschuldigen. Sie sah die Qualen, welche sein eigensinniges Fernbleiben ihren

Freundinnen bereitete. Sie hatte bereits eine ausführliche Abhandlung darüber im Kopfe, die sie ihm vorzutragen beabsichtigte, wenn er dereinst plötzlich sich einfinden und den Großmüthigen würde spielen wollen. Einstweilen aber stellte sie sich auf den praktischen Standpunkt, die Hilfe an der Quelle zu suchen und vor allen Dingen Peri's Aufenthalt zu erfahren, um ihm dann selber schreiben zu können. Sie kannte Dunkel Hänfner, hatte schon viel von seinen Sonderbarkeiten gehört und glaubte mit ihm umspringen zu können. Schläge dieser Versuch fehl, so wollte sie ihren Vater

und Herrn Eugen Sloberg bewegen, die Villa an der Alster, an welche sich für alle Beteiligte so viele Erinnerungen knüpften, zu kaufen und der Wittve als Wohnort zu überlassen. Das tapfere kleine Mädchen beschloß daher, um keine Zeit zu verlieren, diesen selben Abend zu ihrem Besuch beim alten Hänfner zu benutzen. Es war gegen sieben Uhr. Man konnte sie zu Hause vor neun Uhr kaum vermiffen. Hänfner's Gracht, ein Ort, der ihr durch ihre öfteren Sendungen an Peri bekannt geworden, vermochte sie im Dunkeln zu finden. Bald stand sie vor des alten Sonder-

lings Thür und zog nicht ohne Herzklopfen die Klingel. Hänfner's Haushälterin öffnete und fuhr erschrocken mit ihrer großen Haube zurück, als Clärchen ihr das krause Stupfnäschen entgegenstreckte und naiv fragte: „Sagen Sie mal, ist Herr Hänfner wol zu sprechen?“

„Da muß ich doch erst fragen, wer Sie sind.“

„Clara Burnier. Ich hätte etwas sehr Wichtiges auszurichten, bestellen Sie mir.“

„Einen Augenblick!“

Bums, fiel die Thüre in's Schloß.

„Eine recht unhöfliche Dame, diese Frau mit der Haube, eine wirklich recht unhöfliche Dame!“ dachte Clärchen, während sie ihre hohen französischen Absätze aus verschiedenen Löchern erlöste, welche die ungasliche Schwelle kennzeichneten. „Aber man muß seiner Freundin ein Opfer bringen.“

Indessen die Thüre öffnete sich wieder und Clärchen erhielt Einlaß. Sie folgte der Haushälterin eine Stiege hoch und stand dem alten Herrn Hänfner gegenüber, der sie halbverwundert, halb amüßirt betrachtete. Er saß in seinem Armstuhl nach Polypenart, die Zeitung auf den Knien und einen Weinservice neben sich und deutete auf einen Stuhl in seiner Nähe, damit sein seltsamer Gast Platz nehme. Er war in der Stimmung, die Vergnügungen des Alters zu genießen.

Clärchen bediente sich der ertheilten Erlaubniß in etwas schüchtern Weise, indem sie sich sehr knapp auf die Kante des Stuhls setzte, dann die Hände in ihrem Schoße faltete und im entscheidenden Moment nicht recht wußte, was sie sagen sollte. Papa Hänfner ermutigte sie mit keinem



Angststunde. Von E. P. Meßmacher.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von B. Schlessinger in Stuttgart (E. Lecadre u. Co., Paris).

Worte, sondern bestellte ein neues Glas und füllte es mit gichtisch zitternder Hand für den Gast, durch eine weitere Handbewegung andeutend, daß dieser sich zuvor stärken möchte.

Sie waren beide allein und es herrschte die denkbar größte Stille im Zimmer, die erst nach längerer Pause durch einen lauten Seufzer von Clärchen's Seite unterbrochen wurde. Hierauf ertönte ein leises, spechtartiges Lachen von Seiten des Papa Hänfner, über das Clärchen nicht wenig erschraf. Endlich sah sie dann doch ein, daß etwas gesprochen werden müßte und nahm einen Anlauf.

„Herr Hänfner,“ begann sie, „ich komme etwas spät am Tage.“

„Vor fünfzig Jahren wäre es die rechte Zeit gewesen,“ krächzte der Gnom, und Clärchen fuhr zurück. Damit kam sie indessen endlich voll auf ihren Stuhl zu sitzen und wie Antäus, der die Mutter Erde unter den Füßen fühlt, sog sie Kraft aus dieser Berührung.

„Papa Hänfner,“ fiel sie nun resolut gegen den alten Herrn aus, „ich bin nicht zu Scherzen aufgelegt; zu diesem Zwecke kommt man nicht zu Ihnen.“

„Oho,“ krächzte er mit jenem vielfältigen Schmunzeln um den faunischen Mund, welcher sich zu kolossalen Dimensionen bei ihm ausdehnte, „ich bin ein alter Mann sans Haar, sans Zahn, sans tous, aber einen guten Scherz mach ich immer noch mit. Wir Alten wollen auch noch unser Vergnügen haben.“

„Das gönnt man Ihnen ja auch so gern,“ sagte Clärchen, ihm zunicke, „nur nicht auf Anderer Kosten.“

„Auf eigne macht es mir keinen Spaß mehr,“ lachte der Alte. „Ich sehe, ich habe einen scharfen Kunden vor mir.“

„Ich kann unter Umständen ein sehr guter Kunde sein, aber, natürlich, man muß sich erst kennen. Wissen Sie, daß Hertha Süllmann plötzlich sehr krank geworden ist?“

„Das ist die junge Dame mit den schönen Augen.“

„Ja, es ist wahr, schöne Augen hat sie, aber was nützen ihr die, wenn sie vor Kummer stirbt?“

„So schnell stirbt sich's nicht; wie oft hätte ich sonst sterben müssen! Als ich jung war, hat sich der alte Hänfner auch gehärmt. Hat kein Hahn danach gekräht. Und so ist's in der Welt bestimmt. Wenn man freilich bloß von Zucker ist, so ist's schlimm, wenn man ins Wasser fällt.“

Clärchen lachte; diese Wendung gefiel ihr.

„Vielleicht,“ sagte sie, „ist das der Grund, warum so gewisse Leute gar keinen Zucker mehr in sich haben. Uebrigens sie verkennen uns junge Mädchen. Wir wissen, daß man heutzutage etwas auszuhalten im Stande sein muß.“

„Ja, daß man sich fügen muß, Lehr' annehmen muß, daß man folgen muß, wie alte Leute, die die Welt kennen, es für rathsam halten,“ krächzte Hänfner.

Clärchen horchte bei diesen Worten hoch auf.

„Dann haben Sie ja an Herrn Peri den richtigen gefunden; der gehorcht —“

„He? Was? Er gehorcht? Ja, das thut er,“ sagte der Gnom vergnügt.

„Er gehorcht Ihnen, und Hertha Süllmann gehorcht ihrer Mutter.“

„Ich habe mit Hertha Süllmann nichts zu schaffen,“ hüftelte nun Hänfner etwas nachdenklich, „habe überhaupt nicht das Vergnügen, sie zu kennen. Hat sie keine jungen Beine? Gibt es keine Droschken? Warum schenkt sie mir nicht einmal die Ehre? Ich bin freilich kein erhebender Anblick für junge Damen, man muß mit mir fürlieb nehmen. Als ich noch jung war, bin ich meilenweite Wege durch Wald und Sumpf, Nacht und Nebel gelaufen, um ein paar Schillinge zu verdienen, und heutzutage schauen diese jungen Leute einen Weg durch die Stadt, wo wir jetzt das beste Pflaster haben, um sich ein Haus zu retten, um sich Nachricht zu holen von Einem, der mit einem Federzug Gottberg und alle seine Gläubiger aufkaufen kann.“

„Sie wollen also sagen, Papachen, Herr Peri weiß von dem Unglück der Frau Süllmann und wartet darauf, daß sie sich vor ihm demüthige?“ fragte Clärchen sofort einfallend.

„Hab ich das gesagt? Hab ich gesagt, er warte? Hat Frau Süllmann oder dieses Fräuleinchen mit den schönen Augen ihm irgend welche Nachricht zukommen lassen? Gut denn, so wartet denn auf ihn. Auf mich hat keiner gewartet, als ich so jung war wie er. Mir macht's Spaß, wenn die Leute auf ihn warten.“

„Papachen, Sie sind ein Tyrann! Ich kenne jetzt jedes Fältchen in Ihrem Herzen. Sie haben keine Ahnung, welches Leiden aus diesem Spiel, welches Sie treiben, entstehen kann. Es gibt Dinge, die selbst Stahl und Stein nicht ertragen. Sie verkennen die Situation.“

„Zwei junge Leute lieben sich,“ krächzte der Gnom. „Lari-fari!“

„Nein, zwei bejahrte Leute hassen sich,“ rief Clärchen feufzend, „und nehmen zweien jungen Leuten, die sich für einander bestimmt haben, das Versprechen ab, nicht gegen ihren Willen zu handeln. Es ist so was wie bei Romeo und Julie.“

Hänfner griff nach seinem Glase und schielte mit zwinkern-

dem Blick über dessen Rand zu dem jungen Mädchen hinüber.

„Aha,“ rief diese, „ich hab's getroffen, Papachen!“

„So, so, ei, ei,“ kicherte der Greis, „und was, mein Kindchen, wäre denn wol der Grund von alldem?“

„Der Grund ist,“ antwortete Clärchen bedachtam, „daß diese bejahrten Herzen vielleicht ganz vergessen haben, daß Trost, Eigensinn, Eitelkeit daran Schuld waren, daß sie in Einsamkeit geblieben und in Verbitterung verfallen sind, und daß sie nun ein schadenfrohes Spiel mit unsern jungen Herzen treiben, das vielleicht in ewiger Entfremdung endet; denn Haß ist ein Unkraut und wuchert auf dem besten Boden am üppigsten.“

„Niet in die Welt!“ lachte der Alte, sich hin und her windend, „weiß das nicht, daß das Weib Vater und Mutter verläßt, um dem Manne zu folgen, den es liebt? Sagen Sie lieber gleich, Jüngferchen, daß man Sie geschickt hat, um mir alten Manne die Ohren zu krauen.“

„Papachen,“ entgegnete Clärchen ganz ruhig, „ich bin ein junges ehrliches Mädchen, das sich in's Mittel legt und den alten Herrn bittet, das Spiel nicht zu weit zu treiben. Ich habe das größte Interesse daran, daß die Sache einen guten Verlauf nimmt. Denn ich habe geschworen, mich nicht eher zu verloben, als bis jene jungen Leute, meine theuersten Freunde, ein Paar sind. Und, auf Ehre, ich bin im Stande das Gelöbniß zu halten und es ist eine schreckliche Aufgabe, so viele Körbe geben zu müssen. Nicht wahr, Papachen, Sie werden sich's überlegen?“

Bei diesen Worten schob sie ihre Linke unter sein runzliches Kinn und drohte ihm mit dem Zeigefinger der Rechten, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen. „Papachen! Papachen!“ plauderte sie weiter, „bedenken Sie, daß Sie unsern armen Peri auf Ihrem Gewissen haben. Wissen Sie, wie er aussieht? Er ist mir neulich im Traume erschienen: gelb, runzlich, krumm und gebückt. Seine Augen sind eingefallen, seine Wangen hängen well herab, sein Reichthum macht ihm keine Freude, seine Heimath ist ihm fremd, sein Herz verschließt sich gegen die Welt, seine großen Unternehmungen sind ihm eine Wüste, und das Alles, weil er es nicht mit ihr theilen kann, die sein Herz besitzt. Papachen, wollen Sie denn wirklich auch so einen alten Mann aus ihm machen, wie Sie selber sind? Sie sind so ein süßer, alter Herr, es ist wirklich schade um Sie, daß Sie uns verloren gegangen sind, beinahe so schade, wie es um den Peri wäre.“

Währenddessen ließ Clärchen die klugen Augen nicht ruhen. Sie lugte in des alten Herrn Umgebung umher und plappernd und plaudernd fand sie eine Ecke, wo unter anderen Papieren auch ein Stapel von Briefen sich befand, die der Alte sorgfältig geordnet und aufgereiht hatte. Clärchen erkannte Peri's Schriftzüge. Der alte Gnom hatte einen Stock, ohne den er nun schon gar nicht mehr gehen konnte, neben seinem Stuhl und eine Klingel stand ihm zur Hand auf dem Tisch. Clärchen stand leise auf und füllte Papa Hänfner's Glas auf's Neue. Dabei ergriff sie verstohlen die Klingel und rückte sie außerhalb seines Bereichs. Das Glas erhebend, bat sie den alten Herrn, mit ihr auf sein eigenes Wol anzustoßen. Der Gnom willfahrte diesem schmeichelnd ausgesprochenen Ersuchen und achtete dabei dessen nicht, daß Clärchen sich an ihn schmiegend auch den Stock entfernte.

„So!“ rief das wagehalsige Mädchen, ihr Glas leerend und niedersehend, „jetzt sind wir gute Freunde!“

„Ei, ei, ei,“ schmunzelte Hänfner, „wer weiß das auch?“ „Papachen, jetzt sagen Sie mir etwas in's Ohr,“ schmeichelte sie weiter. „Wo ist jetzt der Peri, damit man an ihn schreiben kann!“

„In Afrika,“ kicherte Hänfner, seinen jungen Gast schlau betrachtend.

„Ei!“ rief Clärchen ruhig auf die Briefe zuschreitend, „da sind ja auch Briefe von ihm — Peri's Briefe! Wie entzückend! Nicht wahr, Papachen, ich darf sie mir einmal ansehen!“

Papa Hänfner durchzuckte es wie ein galvanischer Strom.

„Nicht doch, mein Herzchen! Nicht doch! Willst Du wol. Lassen Sie doch die Papiere liegen!“ rief er hastig. „Das ist nichts für Sie, mein Herzchen! Aber, mein Kind, was erdreisten Sie sich —!“

In dieser Weise ereiferte sich Herr Hänfner eine geraume Zeit, dabei griff er vergebens nach Stock und Klingel. Clärchen legte während dessen mit äußerster Kaltblütigkeit, laut lachend, als gälte es den herrlichsten Scherz der Welt, die Briefe aus einander und griff fast instinctiv denjenigen heraus, der das jüngste Datum trug. Sie durchflog ihn hastig, er handelte unter anderen großen Geschäften von Armeelieferungen, und nur zum Schluß las sie folgende Worte: „Ich höre nichts von Süllmanns. Ich leide unter dieser Entfremdung. Glauben Sie mir, Sie übertreiben diese Politik. Ich bin fast nicht mehr im Stande, Ihren Rath zu respectiren, Ihren Darstellungen unbedingtes Vertrauen beizumessen —“

Das sah Clärchen in aller Eile. Mehr brauchte sie nicht zu wissen. Nur noch ein Blick auf die Adresse. Sie

fand dieselbe über dem Briefe: Im Hauptquartier, Treviso.“

„Treviso,“ lachte Clärchen in die Hände klatschend. „Treviso! Wo ist denn der Ort? Papachen, sagen Sie mir's doch! Das klingt ja so italienisch! Und Sie sprachen doch von Afrika.“

Dabei hatte sie die Briefe wieder zusammengelegt und an ihren Ort deponirt wie ein gelehrter Commis, um sofort, als sei nichts vorgefallen, was den Alten hätte im mindesten verdrießen können, ihr altes Schmeichelspiel wieder zu beginnen.

„Gleich morgen früh werde ich an Herrn Peri schreiben und ihm mittheilen, daß Papachens Darstellungen unbedingtes Vertrauen verdienen,“ lachte sie, seine Wangen tätschelnd.

„Ein Teufelsmädchen sind Sie,“ hüftelte der alte Herr ganz erschöpft.

„O ja, man wird so etwas!“ lachte Clärchen. „Wissen Sie, daß ich Peri zu großem Dank verpflichtet bin — aber jetzt muß ich wirklich nach Hause, ich bin eine volle Stunde bei Ihnen gewesen. Papachen, soll ich nicht wiederkommen?“

„Reichen Sie mir doch nur die Klingel!“ rief der Gnom.

„Die Klingel, Papachen, hier! Warum sollte ich Ihnen den Gefallen nicht thun?“

Sie selbst klingelte heftig, bis die Haushälterin ihre Haube durch die Thür steckte.

„Es soll sofort Jemand nach der Telegraphie,“ rief sie freudig der Haube zu. „Papachen will nach Treviso telegraphiren, eine überaus wichtige Depesche!“

Die Haube zog sich zurück. Clärchen schob dem Alten die Tinte zurecht, legte ihm die Schreibmappe vor, steckte ihm die Feder in die Hand, gab ihm mittlerweile auch einen Kuß und wiederholte immer mit dem Ton liebevoller Ueberredung: „Nicht wahr, Papachen schreibt?“

„Was soll ich denn schreiben?“ krächzte der alte Hänfner.

„Nun, soll ich dictiren? Gut — ich will auch ein gutes, braves Töchterchen sein und kein Mensch soll je erfahren, daß ich es war, der Papachen den Querkopf zurecht gesetzt hat.“

Hänfner konnte dem kleinen Kobold nicht widerstehen. Er schrieb schon die Adresse und dann auf Clärchen's Dictat:

„Du hast Recht. Es ist genug. Die Politik hat gewirkt. Komm, sobald Du kannst. Süllmann's erwarten Dich mit Sehnsucht. Gefahr im Verzuge. Hänfner.“

Clärchen hätte gern ihrerseits einen Gruß hinzugesügt, aber sie hielt ihr Wort und versprach es dem Alten in die Hand, daß sie über diese Ueberrumpfung tiefes Schweigen beobachten wolle. Sie nahm selbst den Zettel mit dem Telegramm an sich und beorderte den erscheinenden Hausdiener, sie zu begleiten.

„Papachen, Geld!“ sagte sie endlich, dem Alten die offene Hand entgegenhaltend.

Und der alte Hänfner legte ihr mit zitternden Fingern das Erforderliche in die Hand.

„Teufelsdirne!“ knurrte er, halb außer sich vor Enttäuschung, halb vor Vergnügen, denn ihm war's noch nie passiert, daß ihn Jemand überrumpelt hatte, und andererseits erfreute ihn dennoch der herzhafteste Kuß, den ihm Clärchen in unverholener Erkenntlichkeit zum Abschied auf die sonst so verkniffenen, ironisch lächelnden Lippen drückte.

XIX.

Hertha lag und träumte. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so lebhaft geträumt. Farbe, Licht, Freude, Jubel, Ereigniß und Bewegung umgaben ihre Sinne wie ein wogendes Meer. Bald war sie eine gekrönte Königin, bald eine Braut im Myrthenkranz und Schleier, bald eine Wassernixe mit allerlei duftenden Blumen umkränzt, bald focht ein Ritter um sie mit einem feuerspeienden Drachen, hob sein Bißir und stand mit ausgebreiteten Armen vor ihr da. Dann rief sie: „Peri!“ Bald rissen die Fluthen sie fort, und sie war froh, zu ertrinken, denn die Thränen brannten ihr in den Augen und ein unaufgeklärtes Leid zerfraß ihr das Herz; dann aber eilte ein Nachen herbei, sie kannte den kräftigen Ruderschlag, und ein Antlitz beugte sich nieder zu ihr, eine rettende Hand ergriff sie; wieder rief sie: „Peri!“ Nun stürmte sie einen schwindligen Alpenpfad entlang, vor Lawinen und stürzenden Felsen entfliehend, bis der Taumel sie ergriff und sie in den Abgrund riß; da kam ein glänzender Reiter auf geflügeltem Roß, mit goldenen Sandalen und erhaschte die Stürzende im Fluge, zog sie an seine Brust und trug die Ohnmächtige in ein sonniges Thal, das von Lilien und Rosen duftete und wo die buntesten Vögel wie Nachtigallen mit einander um die Wette sangen; sie fühlte einen Kuß, schlug die Augen auf, und wiederum sah sie dasselbe liebevolle Angesicht über sich und wiederum rief sie „Peri!“

Das Angesicht aber, welches in Wirklichkeit über ihr wachte und das Murren ihrer Lippen belauschte, war keineswegs Peri's. Frau Süllmann härmte sich am Bett der fiebernden Tochter und jedesmal, wenn der Name an ihr Ohr tönte, den sie sich nun schon so fremd glaubte, wandte

sich ihr ein Schwert im Busen um. „Mein herziges Kind!“ jammerte sie leise, und in ihrem Innern erwachte die Reue. War es nicht ihre Schuld, daß Peri auf seinen letzten Brief keine Antwort erhielt, daß er vielleicht nichts von ihrer Lage wußte, außer dem, was der alte Hänfner ihm mitzuthellen für gut befunden hatte. Dann tauchte Peri's kindliches Gesicht vor ihr auf, wie er sie damals vor einem Jahre zum letzten Male begrüßt und ihr zugeflüstert hatte: „Bewahre mir meinen Leierkasten, madre mia!“ Hatte sie nicht ihr altes Haus an der Mster im Zorn gegen Peri verlassen und jene theure Reliquie seiner Jugend fast mit einer Verwünschung auf den Lippen zurückgestoßen, als Hertha mit einem flehentlichen Blick darauf hinwies? Hertha hatte sich gesüßt und nur mit traurigem Tone gemurmelt: „Du sollst Deinen Willen haben!“

Nun hatte sie ihren Willen. Sie hatte ihn immer gehabt, in allen Dingen. In ihrer sanften Weise mit ihrer süßen Stimme hatte sie gethan, was ihrem Herzen gefiel und abgewiesen, was ihr vielleicht ein Zwang gewesen wäre. Und jetzt, wo sie alles verloren, wo selbst ihr Kind zusammenzubrechen drohte, klopfen zum erstenmale ihre Pulse mit der Haß innerer Angst; sie vergegenwärtigte sich eine einsame Zukunft ohne Hertha wie eine trübselige erdrückende Gewißheit. Aber trotzdem war Frau Süllmann sich keiner Schuld bewußt. Sie fühlte nur wie jeder gefühlvolle Mensch, den das Schicksal auf die Pfade der Lieblosigkeit verschlägt, eine unnenmbare Furcht, daß sie sich verirre, daß sie das erlittene Unrecht verdoppelt, wenn sie dem Thäter es entgelten lasse. Sie hatte ein liebevolles Herz, welches sie trieb, zu verzeihen. Und wenn Hertha neben ihr wonnethmend den Namen Peri's über die murmelnden Lippen brachte, dann rief sie wol ihr Gesicht verbergend: „O, Peri, was hast Du aus uns gemacht!“ Aber das Gefühl des Großen schwand und das der Liebe, welches in Hertha's Brust waltete, flackerte auch in ihrem eigenen Herzen wieder in hellen Flammen empor. Sie empfand vielleicht zum ersten Male, Peri gegenüber, nicht mehr wie ihr altes Selbst, sondern wie die neben ihr schlafende Tochter. Bisher hatte sie in ihm nur das Kind ihrer Wohlthaten gesehen, jetzt sah sie in ihm den Mann, dem Hertha ihre unsterbliche Liebe zugewandt hatte, wie sie selbst einst dem begrabenen, unvergeßlichen Gatten. In der Stille der Nacht ging diese Wandlung in ihr vor und besänftigte den Sturm des Grolls und den der Reue zugleich.

Wir glauben nicht an den Rapport der Seelen, und dennoch lag ein geheimnißvoller Zusammenhang darin, daß eben in der Stille derselben Nacht — und zu derselben Stunde, fern im südlichen Italien ein Herz ganz in derselben Weise erbebte, mit derselben Angst, derselben Reue, derselben Liebe wie hier hoch im Norden dieses weiche Frauenherz, und daß Peri's Lippen leise und sehnsüchtig Hertha's Namen murmelten, während Hertha in ihren Träumen den seinen.

Dem auch über Peregrine Cherutti's Seele schlug ein schwarzer Vogel die flatternden Flügel. Vorwürfe gegen sich selbst wurden in ihm wach. Er wußte, daß Hertha in Sehnsucht nach einem Wort von ihm verschmachtet. Er wußte es, weil selbst das Getümmel des Kriegs und der Schlachten, das Gewirr großer Geschäfte, die Last überwältigender Verantwortlichkeit nicht im Stande waren, den dumpfen Schmerz in seinem Innern zu übertäuben, den die erzwungene, trotzige Entfagung ihm bereitete — eine Entfagung auf Zeit. Wenn Hertha anderen Sinnes wurde! — Welches Recht hatte er auf sie? — Welche Gewähr hatte er ihr geboten? — Er wußte, daß Gottberg gestürzt war. Die Fäden zu dessen Ruin waren durch seine Hand gelaufen. Er hatte dem alten Hänfner das heilige Versprechen geben müssen, in dieser Angelegenheit nichts gegen dessen Willen zu thun, nicht vor der Zeit einzugreifen, er hatte es gehalten und sich mit der ganzen Gewalt verhaltener Leidenschaft in die gewagtesten Unternehmungen gestürzt, nur um die Sehnsucht zu ersticken, die ihn zu Hertha zurückzog. Darum die gezwungene Halbheit und Lauheit seiner Briefe an seine Wohlthäterin. Es war eine kalte, grausame Politik, die er unterstützte und nicht durchkreuzen durfte, bis Hänfner, dessen Geld ihm den Weg zu seinen Erfolgen gebnet, sein Veto aufheben würde. Wie oft hatte er ihn bedrängt und sich harte Worte erwidern lassen müssen und sich wieder und wieder aus dem Sturm innerer Zweifel herausgerettet in das Gewühl neuer und wachsender Speculationen. Er war nun ein großer Besitzer, Contrahent, Lieferant und hatte Reichthum und Ehre geerbt; denn da er seine Geschäfte nicht aus Gewinn sucht betrieb, sich nie zu Uebervorthellungen verleiten ließ, die vielen Großspeculanten fast aufgezwungen werden, dagegen allen Theilhabern seiner Geschäfte einen loyalen Antheil am Gewinn reichlich gewährte, so wurde er der Repräsentant des guten Princip's und man zog bei der Erwähnung seines Namens den Hut. Er wurde als Patriot verehrt und ausgezeichnet, mit Titeln und Orden behangen. Sein Selbstgefühl wuchs wie ein Thurm aus Stein empor, und er war ein Mann, che noch die kindlichen Gefühle, mit denen er Hamburg verließ, im guten und im schlechten Sinne in ihm erloschen waren.

In eben derselben Nacht kämpfte er gegen den Trost, den Stolz, die Empfindlichkeit, seinen letzten Kampf, als Frau Süllmann an Hertha's Lager die innere Wandlung erfuhr, und ebendieselbe Nacht brachte ihm jenes Telegramm des alten Hänfner, das ihn theils mit Freude, theils mit Bestürzung erfüllte. Es mußte etwas geschehen sein! — War Hertha nicht mehr — die Seinige? Dieser Gedanke trieb ihn fast zum Wahnsinn. Er dachte, sein Haar müßte in einem Augenblick sich weiß färben. Was war ihm das Leben und wenn es ihm Kronen in den Schoß schüttete, so er sie verlor. Ja, schlimmer als alles: wenn er sie sich verschert hätte! Im ganzen Lager, durch das ganze Hauptquartier hieß es: Unser Chef, der Intendant der königlichen Zufahren, der Patriot Cherutti ist behert, das böse Auge hat ihn getroffen! Er erhielt eine Nachricht aus Deutschland, die ihn toll macht. Er will sofort abreisen — er ist nicht zu halten!

Und er war auch nicht zu halten! Er übergab die Leitung der Geschäfte den sichersten Händen und fuhr wie der Sturm durch die Nacht der nächsten Bahnstation zu. Als das Morgenroth im Osten ihn begrüßte, war er schon in Rom und stürmte von da weiter auf der Eisenbahn den Apennin entlang nach Norden.

XX.

Als Hertha aus einem ruhigen heilsamen Schlafe erwachte, war es lichter Tag. Dennoch erschrak sie nicht über ihre Verschämniß, wie sie dies sonst gethan haben würde. Traum und Wachen schienen ihr in eins verwebt, und sie blickte in ruhiger Beschaulichkeit um sich her. Ihre Mutter saß mit geschlossenen Augen im Armstuhl neben ihrem Bett und athmete regelmäßig und leicht wie eine von langer, langer Pein Erlöste. Hertha's Blicke wanderten weiter. Es schien alles so unwirklich um sie herum. War das denn der wirkliche Peri'sche Leierkasten, der dort auf einem Tischchen neben ihr erschien oder nur ein Gespenst desselben? Er sah so unendlich unansehnlich aus! Wie konnte er plötzlich daher gekommen sein, gleich einem erlösenden Engel?

Und dann lag noch etwas obenauf — ein blaues Couvert mit großen Lettern. Es war mit sorgfältiger Hand so gelegt, daß sie die Aufschrift lesen konnte: „Fräulein Hertha Süllmann. Villa Süllmann. Uhlenhorst, Hamburg.“

Uhlenhorst! Es war einmal ein Uhlenhorst, wo sie mit Peri eine unvergeßliche Jugend verlebte. Mein Gott — was hatte sich zwischen dem Damals und dem Jetzt für eine Kluft aufgethan! Eine Hölle! Und dennoch keine Hölle! Hatte sie nicht eine unsterbliche Seele, erfüllt mit unsterblicher Zuversicht? Einmal nur hatte diese Zuversicht sie verlassen — gestern, als sie am Fenster zusammenbrach. Und welche Reue war sie sofort! Nie mehr wollte sie so schwach sein. Es mußte ja Alles gut werden. Sie liebte ihn ja, und er wußte es. Er war ja doch der Peri ihrer Jugend. Er hatte ja etwas in sich, das nie altern konnte wie der Diamant, der nie seinen Glanz verliert. Leise richtete sie sich auf, ohne die Mutter zu stören. Sie legte die Hand auf den alten Leierkasten und ließ sie zärtlich auf dem wurmstichigen Holze ruhen, ehe sie das Papier ergriff. Es war ein Telegramm an sie — sie selbst. Es schien wirklich noch ein Traum zu sein, der sich aus dem Schlafe in ihr fortspann, und sie fühlte sich so glücklich. Ihr war's gleich einem Kinde, das sich in den Straßen verirrt und verlaufen hatte und um eine Ecke biegend plötzlich das elterliche Haus in hellem Sonnenglanze vor sich sieht. Sollten ihre schönen Träume in einem schöneren Erwachen endigen?!

Sie hatte noch nie ein Telegramm erhalten, selbst nicht in Boulogne. Die vorsichtige Mutter schrieb wolweislich alles ausführlich in Briefen nieder, da sie der Ansicht war, daß Telegramme immer unverständlich seien. Es war noch unerbrochen. Ihre Mutter, welche sonst ihre Correspondenz mit sanften aber unmaßsichtigen Argusaugen überwachte, hatte sich überwunden, hatte sich ergeben in ein neues Regime. Lächelnd mit einem Blick die schlafende Mutter streifend, öffnete Hertha mit leiser Hand das Papier. Von Peri! Sie wußte es ja!

„Theuerste Hertha!“ so las sie mit der Ruhe des Traums, „ich erhalte von Papa Hänfner soeben ein Telegramm, aus dem hervorgeht, daß Ihr meiner bedürft. Ich bin bereits unterwegs und treffe, so Gott will, übermorgen Abend mit dem Courierzug von Frankfurt bei Euch ein. Laßt alles ruhen bis ich Euch zur Seite stehe. Wol oder übel mußte ich bisher die Hamburger Angelegenheiten ganz in Papa Hänfner's Hände legen, in denen sie geschäftlich wol geborgen sind! Tausend Grüße an Deine geliebte Mutter. Bewahrt Eure Zuversicht und mir Euer Vertrauen.“

Peri.“ Hertha nickte lächelnd dem Namen zu, als stünde Peri selber leibhaft vor ihr. Dann legte sie das Telegramm auf ihrer Mutter Schoß und erhob sich lautlos. Sie war, als diese erwachte, frisch und unverändert, wie ihre Umgebung sie in dieser Zeit des Unheils stets bewundert hatte. Ihre

Natur war zu gesund und elastisch, um unter den Eindrücken des Schicksals eine neue Gestalt anzunehmen. Sie flog, als ihre Mutter zu ihr in's Zimmer trat, derselben an den Hals und flüsterte ihr in's Ohr: „Rede nur nichts. Wir Beide verstehen uns auch ohne Worte!“

Währenddessen hatte sich in den Kreisen der Finanz und der Börse auf eine bisher noch nicht aufgeklärte Weise das Gerücht verbreitet, Cherutti werde demnächst in Hamburg eintreffen. Man bestimmte sogar den Zug. Die Gottberg-Süllmann'schen Gläubiger, welche bereits eine Art von Corporation bildeten, traten sofort zusammen und beantragten die Aufhebung des Subhastationstermins, die das Handelsgericht zugestand. Schon im Abendblatt der Börsenliste stand der Beschluß zu lesen: „Bis auf Weiteres.“

Hieraus erwuchs ein Recursverfahren, welches Makler P. gegen das Gericht wegen falschen Verfahrens einleitete, später aber aus hamburgischem Patriotismus und andern wolklingenden Rücksichten fallen ließ.

Des Weiteren entstand auf dieses Gerücht hin ein Freundschaftsturm auf die Süllmann'sche Miethswohnung, eine Art von ungekehrtem Weihnachtsfest, ohne Christbaum, da Süllmann's sich in die Rolle der Beschenkten ergeben mußten. Außerdem wurde viel Kuchen und Wein verzehrt.

Als die beiden Koryphäen in dieser Freundschaftsgruppe machten sich Papa Hänfner und Eugen Sloborg bemerklich. Ersterer erschien am Arme eines Hausdieners, machte mit seinem Stock einen entsetzlichen Lärm und krächte in die Gesellschaft hinein: „Na, Liebe, da wären wir ja, frisch und munter, wie immer. Nun werde ich's Ihnen wol recht gemacht haben. Aber schadet nichts! Strafe muß sein, und wir alten Leute wollen auch unser Vergnügen haben. Es ist immer ein Trost im Sterbestündchen, daß diese jungen Leute ihren Kopf für sich haben. Da ist ja Hoffnung, daß die Menschheit nicht ausstirbt!“

Clärchen schnitt ihm das Wort ab und stellte ihm Hertha Süllmann vor. Der alte Herr, so wird berichtet, theilte seine unverholene Bewunderung zwischen Hertha's schönen Augen — das wären gerade die Augen, die ihn einmal toll gemacht hätten, als er mit einem Packer auf dem Rücken im Gasthof „Zum Holstein'schen Hof“ einzog — und dem „Teufelsbraten“, einer seiner schmeichelhaftesten Bezeichnungen für Clärchen Burnier. Er hätte auf dem Jahrmarkt zu Tschoe, wo er einst in seiner Blüthezeit einer Krambude vorstand, nicht mehr Galanterien auslegen können, als er an jenem Tage gegen Clärchen ins Gefecht führte. Und diese junge Dame gestattete ihm, ihre Wangen zu kneifen und ihr seine Souvenir um seine verlorene Jugend zu widmen.

Clärchen ist seitdem auch immer seine Favoritin geblieben, und es steht sogar in der Chronik zu lesen, daß er sich an ihrem Geburtstage mit einem Bouquet in Burnier's Haus habe tragen lassen unter dem Jubel der ihn escortirenden Straßenjugend. Niemand hat bis heute erfahren, woher dieser „Johannistrieb“ seines Herzens in des Wortes vornehmster Bedeutung entstanden sei. Indessen da es notorisch war, daß er seine Seele dem Teufel verschrieben, so schien es erklärlich, daß ein „Teufelsbraten“ für ihn besondere Attraktionen besaß, und Clärchen hat sich stets auf diesen betagten Verehrer etwas zu Gute gethan.

XXI.

Popularität ist wie ein Sommerpilz nach einem Sommerregen. Es ist ein noch unerklärlicheres Phänomen als irgend eines der Physik, wie schnell dieser Pilz über Nacht empor-schießt. Alle Welt — in Hamburg — hatte plötzlich nichts auf den Lippen, als das Lob und den Ruhm Peregrine Cherutti's, der als Orgelbreher und heimlicher Königssohn nach Hamburg gekommen. Er wurde empfangen wie ein großer Mann und gefeiert als das belebende Element des hanseatischen Capitols. Eugen Sloborg schwärmte mit einem Male für ihn. Man brachte ihn in enge Beziehung zum re galantuomo, und schrieb diesen Beziehungen seine Erfolge zu. Sein Porträt erschien im „Omniabus“, ohne daß der Gefeierte sich sehr „getroffen“ fühlen konnte. Er war hager geworden, die italienische Kriegssonne hatte ihn verbrannt, sein Blick hatte das Kindliche der milden Ergebenheit abgeworfen, aber in allen Dingen sonst war er der alte, treuherzige, formengewandte Peri geblieben, der sich hingebende Peri, der einst Frau Süllmann's Freude war, als er ihre Wohlthaten empfing und der nun beanspruchte durfte, daß seine eigenen Gaben mit gleicher Huld empfangen würden. Sie sah ihn nur in die Augen und zog ihn, überwältigt von der Macht seiner Gegenwart, ohne ein Wort an ihre Brust, während er ohne Umschweife Hertha an die seine zog. Es war eine kurze und blinde Erklärung ohne Erklärungen. Jeder wußte vom Andern, daß er in seinem Innern einen Kampf beendet, der alle Entwicklungen um uns und in uns begleitet und bedingt. Denn woraus wüchse die Seele und zöge ihre Nahrung, als aus dem Ewig-Unausgesprochenen!

Erst in der Miethswohnung fanden sie Worte — Worte der Liebe ohne Ende, und eine Thräne zitterte in

Peri's Auge, als er das Symbol seiner kümmerlichen Kindheit, seinen Leierkasten sah.

„Und hierher seid Ihr verschlagen worden, Ihr Theuren? Das alte Haus habt Ihr verlassen müssen, das all unsere gemeinsamen Erinnerungen in sich schließt. So weit hat es Papa Hänfner kommen lassen! Der Barbar! Ich wußte davon nichts, und hätte ich's gewußt, ich dürfte mich nicht hineinmengen. Ich glaubte, er würde alles in seinen Kräften thun, um Euch über den Gottberg'schen Fall fortzuhelfen.“

„Es war eine Zeit der Prüfungen,“ sagte Frau Süllmann mit leichtem Erröthen, „und wir sind Papa Hänfner nicht böse. Wer weiß, wie gut er es gemeint hat.“

„Ohne ihn,“ lächelte Peri, „wäre ich heute nicht würdig, Dich um Hertha's Hand zu bitten — und ob ich's noch bin, weiß ich selber nicht einmal so genau.“

„Peri,“ rief Frau Süllmann, ihn wiederum in ihre Arme schließend, „mein lieber Sohn, da Ihr Euch liebtet, wäret Ihr auch immer bemüht gewesen, Eins des Andern würdig zu werden. Die Zeit der Prüfung wäre Euch und mir nicht erspart geblieben. Gott hat Euch mir zur Freude bescheert!“

So feierten diese beiden ihre Verlobung, und Peri gerieth

nun in's Erzählen. Sie hätten alle drei die Welt vergessen, wenn Papa Hänfner nicht am Arme des Maklers P., dieses Universalisten des hanseatischen Geistes, mit einem ausgedehnten Schriftstück erschienen wäre, wonach die Süllmann'sche Masse aus der Gottberg'schen ausgeschieden und die Liegenschaften einstweilen zu befriedigenden Tarwerthen dem Hause Cherutti & Comp. überlassen blieben. Kurz, Süllmann's Wittve war wieder rehabilitirt. So siedelte denn Frau Süllmann selbigen Tages in das alte Haus zurück und Peri richtete sich in der Mietshausung ein.

Am Abend darauf war Fete bei Burnier's. Hertha erschien an Peri's Arm, Clärchen überließ sich Herrn Eugen Stoberg und erklärte zum Schluß ihre Bedingung, sich mit Hertha Süllmann an einem Tage zu verloben, für hinlänglich erfüllt. Das war denn auch unausgesprochenen Majen, weil selbstverständlich, der Fall.

„Eugen weiß noch gar nicht, wie viel er Peri zu danken hat,“ sagte Clärchen, „ohne ihn hätte ich mich vielleicht niemals mit ihm beschäftigt. Erst auf Peri's Anleitung habe ich das Quarzgebirge seines Innern näher untersucht und Spuren von Gold gefunden.“

Eugen stotterte verlegen: „Ich auch, ich auch — ich meinerseits bin Fräulein Süllmann sehr verpflichtet.“

Hertha lachte und barg ihren Kopf an Peri's Brust.

„Wie so?“ fragte Clärchen.

„Sie hat mich bedeutet, daß ich — daß ich —“

„Einen Vormund nöthig hätte,“ rief Clärchen; „nun es steht zu hoffen, daß mir mein Amt nicht zu schwer gemacht werden wird.“

Ein halbes Jahr verrann. Italien beruhigte sich, und in Hamburg wurde unter dem Zufluß einer Welt von Senatoren und Patriciern eine Hochzeit gefeiert. Die „schöne Aussicht“ auf der Uhlenhorst war überdacht von Guirlanden und Baldachinen. Die Aster-Dampfsboote waren mit den Flaggen aller Nationen geschmückt. Es war eine Doppelhochzeit. Die Hand verliert ihren Halt und ihre Gewalt über die Feder bei dem Gedanken an dieses Glockengeläute, an den Sauf und Brauf, an welchem alle Welt theilnahm, nur die Betheiligten nicht. Sie feierten ein Fest in ihrem Herzen; was sie fühlten und dachten, bleibt ewig unausgesprochen.

Ende.

Die altdenische Spinnstube.

Von Fedor von Köppen.



Die Zeit ist hin, da Bertha spann! — Wir haben bei Büchmann und Sanders vergebens nach dem Ursprunge dieses gestülpten Wortes geforscht.

Beide schweigen darüber, und so müssen wir uns denn mit der Auslegung begnügen, welche dasselbe in der Volksüberlieferung gefunden hat. Danach bedeutet die Zeit, da Bertha spann, nichts anderes, als die gute alte Zeit, das goldene Zeitalter.

Bertha hieß die Mutter Karl's des Großen; denselben Namen führte eine seiner Töchter, welche bekanntlich nicht allein in häuslichen Tugenden, sondern auch zu den häuslichen Arbeiten und Beschäftigungen des Weibes, auch zu Spinnen und Weben erzogen wurde. Die Zeit ist nun allerdings längst vorüber, da Königstöchter am Spinnrocken saßen. Aber der Name Bertha hat sich von den Karolingischen

Frauen auf manche sittsame deutsche Jungfrau übertragen; er bedeutet soviel, als die Glänzende, Geschmückte, d. i. die Tugendreiche.

Wie aber unser Volk ehemals vom Spinnen dachte, das entnehmen wir aus manchen Sitten und Gebräuchen, die noch heutzutage in einigen Gegenden Deutschlands anzutreffen sind. So war es im Elsaß Gebrauch und ist es theilweise noch heute, daß dem neugeborenen Mädchen eine Kunkel in die Wiege gelegt wird. In manchen Gegenden wird der Festzug, welcher die Aussteuer der Braut in die Wohnung des Bräutigams bringt, durch zwei Brautmädchen eröffnet, von denen die eine ein Spinnrad oder einen Rocken, die andere einen Haspel trägt. Auch der verstorbenen Hausfrau pflegte man noch die Spindel in den Arm zu legen und ihr so das Sinnbild des Fleißes, das sie das ganze Leben hindurch begleitet hat, noch mit in's Grab zu geben. — Spinnrad und Kunkel gelten hiernach als Sinnbilder des häuslichen Fleißes und der wirtschaftlichen Ordnung und das Spinnen als ein rechtes Ehrengeschäft der deutschen Hausfrau.

Will nun der obige Spruch sagen, daß die Zeit vorüber sei, da häuslicher Fleiß zu den vornehmsten Tugenden der deutschen Frauen und Jungfrauen gehörte? — Heutzutage fragt der Freier allerdings weniger danach, wie viel Stück selbstgespinnener feiner Leinwand ihm die Braut mitbringen, als worin sonst ihre Aussteuer bestehen wird, und nach der letzteren ist oft der Grad des Eifers seiner Bewerbungen zu bemessen. — Die Zeit ist hin, da Bertha spann. Nun mögen wir wol noch auf manchem westphälischen Bauernhofe oder pommerschen Dorfe eine spinnde Bertha in ihrer Kemeiate antreffen, aber nicht diese einsamen Privat-Spinnerinnen sind es, von welchen wir hier reden wollen, sondern von der altdenischen Spinnstube in ihrer kulturgeschichtlichen Wichtigkeit, in ihrer Bedeutung für das Volksleben, von der Spinnstube — wie sie Niehl bezeichnet — als dem Ausgangspunkte alles geselligen Lebens im deutschen bürgerlichen und bäuerlichen Hause. „Jetzt ist Spinnen kaum mehr ein nütliches Geschäft,“ sagt Niehl. „Nur ganz arme und ganz vornehme Leute spinnen noch. Fürstinnen und Prinzessinnen fangen allenfalls aus romantischer Passion wieder einmal zu spinnen an, verschmähen dabei das bürgerliche Nürnberger Spinnrad und lassen die

mittelalterliche Spindel wieder in weiten Kreisen über den Fußboden tanzen. Es ist ihnen wol, als hätten sie mit der Märchen- und Sagenwelt der alten Zeit auch so etwas von dem verflungenen Märchen vom deutschen Hause wieder herübergenommen in ihre hellen, hohen, kalten Prunkgemächer.“

Die Spinnstube von ehemals erscheint als eine Art Gemeinde-Institut. In ihr offenbart sich das ganze Thun und Treiben des Bauernstandes. Der Familienkreis erweitert sich zum geselligen Kreise, das Dorf erscheint als eine große Familie. Diese Spinnstuben, ehemals über alle deutschen Gauen verbreitet, finden sich gegenwärtig nur noch in Ortschaften, die von der Eisenbahn und Landstraße, überhaupt vom städtischen Getriebe entfernt, in stillen Thälern oder Gebirgswinkeln liegen, und sie bieten uns ein anheimelndes Bild des deutschen Familienlebens aus früherer Zeit.

Der Herbst ist gekommen, die Feldarbeit für das Jahr beendet. Anstatt des bunten sommerlichen Schmuckes der Fluren erblicken wir auf den kahlen Feldern nur hier und da eine Herbstzeitlose. Aus den Scheunen erschallt das ein-tönige Geräusch der Dreschflegel. Die Zubereitung des Flachses — das Blauen, Schwingen, Hecheln und Bürsten — hat durch die Mägde stattgefunden; nun sitzt er auf dem Rocken und harret der Spinnerin.

Das ist die Zeit zur Eröffnung der Spinnstube. Die Ehre, die Spinnstube zu halten, trifft abwechselnd diejenigen Familien, welche über das größte Lokal verfügen können. Am liebsten gehen die Mädchen zu einer jung verheiratheten Freundin oder zu einer Wittve; denn die älteren Eheherren sind dem Treiben der Spinnstube, das sie in ihren häuslichen Gewohnheiten führt, gewöhnlich abhold. Die Zeit des Zusammentommens ist nach dem Abendbrode, etwa die sechste oder siebente Stunde, der Winterabend ist ja dann noch lang genug. Von der Mitte der Decke hängt eine Dellampe herab, die ein nicht allzuhelles Licht gibt; — man braucht ja beim Spinnen die Augen nicht sehr anzustrengen und kann das Del sparen. Um das Licht sitzen in engem Kreise die Frauen und Mädchen mit Spinnrädern und Kunkeln. Auf den langen Bänken an den Wänden haben die Burschen halb sitzend, halb lagernd, die Pfeife im Munde, Platz genommen, oder sie rücken auch wol ihre Schemel näher an den Kreis der Spinnerinnen, um zu beobachten, welche die fleißigste ist oder wie sich diese oder jene, der sie ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden, beim Spinnen anstellt. Das Recht zum Besuche der Spinnstube haben in Schwaben — nach Dr. K. V. Barak* — nur solche Burschen, die entweder bereits ein

* Vergl. „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“ von Dr. J. Müller und Dr. J. Falke. Jahrg. 1859.

Handwerk gelernt haben oder als Knechte im Stande sind, allein einen Garbenwagen oder einen Gewagen hoch, schön und im Gleichgewicht zu laden, sowie auch jede Art von Furchen in den verschiedenen Ackerboden zu ziehen, d. h. einen Acker nach seiner Beschaffenheit gut zu befahren. Das gleiche Recht hat der gebiente Soldat. Kommt aber ein junges Burschen, das noch nichts gelernt hat, in die Spinnstube, so wird es ohne Weiteres hinausgewiesen.

Die Spinnstube ist die Freistadt für allerhand Redereien und Schäkereien. Reißt einer Spinnerin der Faden ab, so gleich nimmt ihr der Bursche den Kocken fort, den sie dann von Rechts wegen durch einen Kuß wieder einlösen muß. Sollte sich aber ein Bursche eine Freiheit herausnehmen, die ihm nicht zusteht, dann hat das Mädchen das zweifellose Recht, sich mit der Spindel oder freien Hand gegen ihn zu wehren, und der von ihr Gefraßte wird obenein von den übrigen Burschen ausgelacht. Geht es unter den jungen Leuten zu toll her, dann erheben sich die Alten von der Ofenbank, bei denen die Spinnstube gehalten wird und die streng für die Erhaltung des Anstandes und der guten Sitte wachen und Jedem, der sich dagegen vergeht, das Recht zum Besuche der Spinnstube für den Lauf des Winters entziehen.

Den Hauptgegenstand der Unterhaltung bilden Erzählung und Gesang, die freilich häufig durch die erwähnten Redereien unterbrochen werden. Da erzählt mancher alte Bursche, der das Band des eisernen Kreuzes auch in der Spinnstube mit Stolz bilden läßt, von dem greisen Heldenkaiser, den er hier oder dort das letzte Mal gesehen oder der ihn gar angeredet und gefragt habe, wo er zu Hause sei; er erzählt von seinen Kriegs- und Heldenthaten vor Mex oder Paris; ein anderer erzählt Abenteuer, ausgeführte Streiche, auch Sagen, die sich an diesen oder jenen Ort knüpfen. Am liebsten hört man Grank- und Gespenstergeschichten; der Eine hat einen Gaul ohne Kopf, der Andere einen Hund mit Augen wie ein paar Feueräder gesehen, und während die Mädchen schauernd zuhören, fährt plötzlich eine, erschrocken und erbleichend, mit lautem Aufschrei vom Spinnrad empor, als fühlte sie bereits die kalte Hand eines Unholdes — ein Bursche hat sich nämlich heimlich hinausgeschlichen und schleudert von außen, um den Muth seiner Geliebten auf die Probe zu stellen, ihr durch das halb geöffnete Fenster einen Schneeball an den Nacken.

Gewöhnlich kommt es den Burschen bei dem Erzählen von Schauer- und Gespenstergeschichten hauptsächlich darauf an, den Mädchen so gruselig zu machen, daß sie nicht mehr allein nach Hause zu gehen wagen, sondern es vorziehen, ihr Geleit anzunehmen, zumal da die Zeit des Nachhausegehens meistens mit der Geisterstunde, der Mitternacht, zusammenfällt.



In einer bäuerlichen Spinnstube.



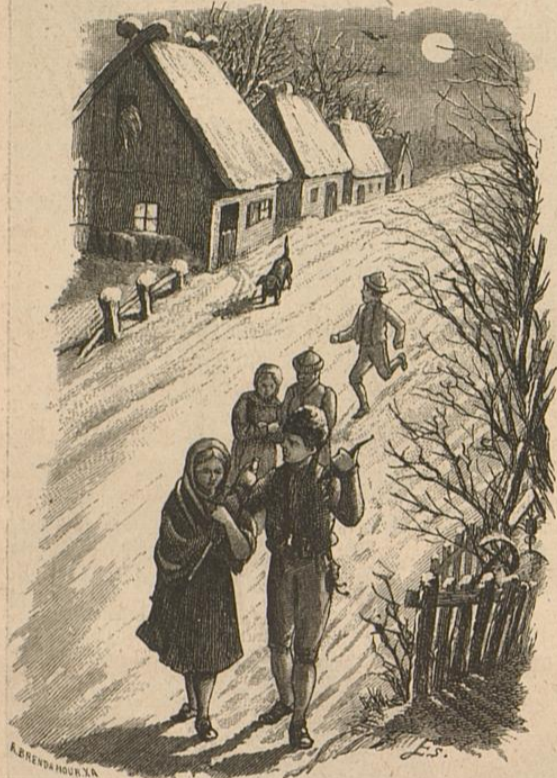
Pompejanerin. Nach dem Gemälde von A. Holmberg.

Defterz werden auch noch Probefüßchen des Muthes von der Spinnstube aus abgelegt. Es handelt sich darum, auf dem Kirchhofe einen Knochen oder ein Büschel Gras von einem Grabe abzuholen oder die Spindel auf ein Grab zu pflanzen, und die Maid, die Solches unternimmt, sieht nicht selten auf dem Grabe eine unheimliche Gestalt mit umgedrehtem Kopfe sitzen, deren Erscheinung ihr den Tod ankündigt.

Die altdeutsche Spinnstube ist auch die Heimstätte mancher unserer Volksmärchen und Volkslieder. Die Wiege unseres „Aschenbrödel“ und „Dornröschen“ mag vielleicht in der Spinnstube gestanden haben. Die Volkslieder sind in der Spinnstube ebenso bald gesungen als gedichtet. Wer einen Einfall hat, singt ihn heraus, und wer den Reim darauf findet, singt ihn hinzu. So spinnen sich diese Lieder, wie der Faden auf der Kunkel, oft ins Endlose fort. In der Volksliedersammlung von Erlach findet sich unter anderen das nachfolgende Lied, das man beim Spinnen sang:

Hurre, hurre, hurre, Schnurre, Mädchen, schnurre! Trille, Mädchen, lang und fein, Trille sein ein Fädelein Wir zum Büfenschleier.	Hurre, hurre, hurre, Schnurre, Mädchen, schnurre! Außen blaut und innen rein Müß des Mädchens Büfen sein, Wol bedt ihn der Schleier.
Hurre, hurre, hurre, Schnurre, Mädchen, schnurre! Webe, webe zart und fein, Webe sein das Schleierlein Wir zur Kirmesfeier.	Hurre, hurre, hurre, Schnurre, Mädchen, schnurre! Außen blaut und innen rein, Fleißig fromm und fittsam sein, Lodet wackre Freier."

Die Spinnstube steht seit uralter Zeit unter einer besonderen Schutzgöttin, welche das Volk sich selbst durch die Einführung des Christenthums nicht hat nehmen lassen und



Heimkehr aus der Spinnstube.

welche in verschiedenen Gauen Deutschlands einen verschiedenen Namen führt. Es ist die freundliche heitere Erdgöttin Berchta oder Perchta (Bertha) — in Thüringen Holle oder Holda (Gulda) genannt — die Beschützerin des Hof- und Hauswesens und des häuslichen Friedens, welche durch ihr Erscheinen den Beginn und das Ende der Spinnzeit anzeigt, während des Winters öfters die Spinnstuben besucht, fleißige Spinnerinnen belohnt, faule dagegen bestraft. Jene beschenkt sie mit schönem Flachse, diesen verdirbt sie den Roden.

Es gibt sogenannte heilige Abende, an denen alles Spinnen verboten ist. Zu diesen gehören der Sonnabend und jeder Abend vor einem Feiertage, insbesondere aber die zwölf Abende von Weihnachten bis zum Dreikönigstage. In einem Dorfe im Schleswigschen waren zwei alte Frauen als die eifrigsten Spinnerinnen bekannt, die sogar am Sonnabend Abend ihre Räder nicht stillstehen ließen. Endlich starb die eine, aber am nächsten Sonnabend erschien sie der anderen, die noch sah und eifrig spann und zeigte ihr ihre glühende Hand, indem sie sprach:

„Sieh, was ich in der Hölle gewann,
Weil ich am Sonnabend Abend spann.“

(Müllenhoff, Sagen aus Schleswig.)

In den zwölf Nächten hält Frau Berchta ihren Umzug durch das Land, schaut in die Fenster der Spinnstuben, und wo sie Mädchen am Roden findet, da verzaust sie ihnen den Flachse oder straft sie auf andere Weise.

Bis zu Fastnacht muß alles abgesponnen sein; dann hört alles Spinnen auf und Frau Berchta ruht von ihren Wanderungen. Die Mädchen beeilen sich wol, ihren Roden abzuspinnen, denn sie wissen wol: die bis Fastnacht damit nicht fertig ist, bekommt in diesem Jahre keinen Mann. Daher in Bayern der Spruch:

„Bünd de Mäd'n Rod o,
Daß se nimmte spinn to!“

(Bünde dem Mädchen den Roden an,
Daß sie nicht mehr spinnen kann!)

Die flinkste und fleißigste Spinnerin aber bekommt die erste Heirath.

Der letzte Abend in der Spinnzeit wird besonders festlich begangen durch das „Lehemahl.“ An Stelle des Spinnroden steht dann ein mit Wurst, Schinken, Salat u. s. w. reich besetzter Tisch, an dem die junge Gesellschaft Platz nimmt. Die Burschen haben für das Getränk zu sorgen, welches, je nach der Landschaft, aus Wein, Bier, Brantwein oder Krambambuli besteht. Den Beschluß macht Kaffee und Kuchen. Nun holen die Mädchen Tabak herbei und jede überreicht dem Burschen, den sie mit ihrer Gunst beglückt, eine irdene Pfeife mit bunter Schmir und Troddeln. Dann wird gesungen und kurzweil getrieben und endlich ein Tänzchen gemacht. Während

sich die Mehrzahl der Bursche noch in der Spinnstube vergnügt, treiben andere auf der Straße ihr Wesen und spielen manchen Schabernad. Mander Bauer, der sich dem lustigen Treiben der Jugend in der Spinnstube abhold gezeigt hat, erblickt wol am anderen Morgen seinen Pflug oder gar seinen beladenen Wagen auf der First seines Hauses. Mag er dann zusehen, wie er ihn herunterhole!

Dieses Treiben der Spinnstube und mit ihm ein Stück unseres Volkslebens verschwindet nun mehr und mehr aus der Welt. Spinnen und Weben sind heute nicht mehr in dem Sinne wie früher die Ehrenbeschäftigung der deutschen Hausfrau, aber es würde unrecht sein, darauf hin die Klage zu begründen, daß die häuslichen Tugenden der Frauen, daß Fleiß, Ordnungsliebe, Wirtschaftlichkeit und Familiensinn überhaupt seltener geworden seien, sind es doch noch heute unsere Frauen und Jungfrauen, welche, unter dem geschäftigen und geräuschvollen Treiben der Männer auf dem Markte des Lebens, in der Stille des Hauses die zarten Fäden des Gemüthes weiter spinnen und unter den Kämpfen und Stürmen der Welt nicht aufhören zu weben an den holden Werken des Friedens.

Unsere Illustrationen.

Angelstunde.

Mit Phyllis an des Weihers Rande
Stand Damon eines Tags allein,
Froh im Bewußtsein, aller Bande
Verhassten Zwanges frei zu sein.

Es war im Lenz, des Zephyrs Rosen
Warb um der jungen Blüten Pracht!
In dem Gebüsch von wilden Rosen
Schlug schon die Sängerin der Nacht.

Doch Damon lauschte nicht den Tönen
Und achtete der Rosen nicht;
Voll Ernstes gab er seiner Schönen
Im Sang der Fische Unterricht.

Die Angel jent' er in die kühle,
Tiefblaue Fluth. „Sieh, Phyllis, sieh!
Wenn jetzt es nicht gelingt — das fühle
Im Herzen ich — gelingt es nie.“

Kommt, arme Fischlein, hergeschwommen
Zu Phyllis an des Ufers Rand!“
Da lag — wie mochte das nur kommen? —
Auf ihrer Schulter seine Hand.

Kein Fischlein, ach, ließ sich bethören,
Sich locken aus der klaren Fluth.
Sie mochten wol ein Nymphen hören,
Das warnte: Seid auf eurer Hut!

Kein Fischlein fing sich an der Angel
Begierig oder unbefacht;
Und doch, an Beute war kein Mangel:
Es ward ein andrer Fang gemacht.

Gott Amor, welcher gar zu gerne
Sich abgibt mit der Fischerei,
Hatt' es erspäht aus weiter Ferne,
Daß Ort und Stunde günstig sei.

Hier, dacht' er, ist etwas zu fangen!
Glückt es nicht heute, glückt es nie!
Und war den Weiden nachgegangen,
Doch sah ihn weder er noch sie.

Er stieg mit ihnen in den Rachen
Und trat mit ihnen auf den Strand:
Sie hörten nicht das leise Lachen,
Als Amor zwischen ihnen stand.

Und als vergeblich Damon lange
Geangelt, schritt ans Ufer auch er.
Viel Müß' oft hat er mit dem Fange,
Doch diesmal ward er ihm nicht schwer.

Auswarf er, müde nur zu scherzen,
Sein Netz und zog es wieder ein.
Es zappelten darin zwei Herzen —
Was mochten das für Herzen sein?

J. Trojan.

Pompejanerin.

Lässig gelehnt in die Kissen des purpurschimmernden Lagers
Träumt Sulpicia still ach! so beglückenden Traum;
Träumt von Jugenbgenuß im wallenden Reigen der Mädchen,
Träumt vom lieblichen Dienst, den Aphrodit gebent.
Hat ihr der Spiegel doch heut, der untrüglige, tröstend verkündet,
Daß sie unmerklich genah't, jene beglückende Zeit,
Da aus dürstiger Hülle die herbgeschlossene Knospe
Amuthreich sich erschleift, Göttern und Menschen zur Lust;
Da aus der Tiefe des Aug's, von hyalintener Schwärze,
Seelischer Glanz ausblüht, blendend wie Helios' Strahl;
Da sich die thauige Lippe zu amuthreicherer Fülle
Gleich der hesperischen Frucht, sehnsuchtsjelig geschwellt!
Ja! er hat es bezogen, der unbefleckte Zeuge,
Und ihr das zagende Herz tröstlich mit Hoffnung gefüllt! —
Und so träumt sie beglückt. Da seht! von den Kissen des Lagers
Schleicht sich das Mädchen heran, klammerndem Spielzeug geneigt;
Setzt auf spiegelndes Rund die grünlich schimmernden Auglein,
Sammelpfötchen zum Spiel leicht auf die Fläche gebrückt.
Und es lächelt das Mädchen aus träumerisch sinnenden Augen:
„Dat er gnädig auch dir zierliche Bildung bezeugt?
Nun so komm denn, mein Thierchen; uns fordert der Tempel der
Göttin,
Dankbar steig' vom Altar dufsender Weihrauch empor!
Ach, wie ist Jugend so hold, und die Schönheitsblüthe des Leibes;
Nimm sie, o Göttin, mir nur einst mit dem Leben hinweg!“

(A. Ziemssen.)



„Zeit lassen“ ruft der Tyroler dem unerfahrenen Reisenden zu, der in Ungebuld hastig bergauf stürmt, und „Zeit lassen“ dachte ich heut' Morgen, als mein lieber Herr und Gebieter in der kurzen Spanne Zeit, die ihm vor seiner Abfahrt zur Bahn noch blieb, noch gar viel verschiedene Geschäfte besorgen und Anordnungen treffen wollte und mußte. Was zur ordnungsmäßigen Erledigung halbe Tage erfordert hätte, sollte und mußte nun in einer halben Stunde abgemacht werden und der arme Mann hastete sich furchtbar ab!

Ich muß an die verstreichenden Minuten erinnern und erhalte die Versicherung, daß noch sehr viel Zeit sei, doch wird die Toilette nun schleunig in Angriff genommen. Unter verschiedenen halb unterdrückten Zornesausbrüchen über alle Hindernisse, die sich dem Eilenden entgegen zu werfen lieben, ist sie beinahe vollendet, als mich ein wahrer Verzweiflungsschrei an meines Gatten Seite ruft und mir ein großes Unheil in Gestalt eines Blutstropfchens auf des Hemdes tadelloser Weise entgegenstarrt. Jrgend ein heimtückischer Nagel, wahrscheinlich am Thürschloß, hat die ihn ahnungslos streifende Hand gerührt und — das Unglück war geschehen! Aber wie seine Folgen schnell beseitigen? Zeit zum Umziehen ist absolut nicht mehr — halt! da hängt ja in des Schranzes tiefsten Grüben noch eine urväterliche Weste, die so ziemlich bis ans Kinn hinaufreicht; her mit ihr, sie deckt jeden Schaden zu und nun schnell Ueberrock und Hut, ein sehnsüchtiger Blick auf den gedeckten Frühstückstisch und hinunter zum Wagen. „Schnell fahren, nur 30 Minuten Zeit!“ Reißebede und Pakete fliegen dem bereits davon Glenben nach und Athem schöpfend kehre ich ins Haus zurück, finde auf der Treppe das Cigarettenetui, das, statt in die Tasche, daneben gerutscht war, feiere in der Stube Wiedersehen mit meinen Briefen, die eigentlich mit zur Post sollten und darf mich nun in Ruhe der Betrachtung hingeben, wie die leibvergangenen Stunden eigentlich ein recht treues Spiegelbild unserer ganzen jetzigen Lebensweise waren und wie angenehm es ist, wenn man sich Zeit lassen kann.

Sehr oft liegt die Möglichkeit dazu ja nicht im eigenen Willen, die Umstände drängen und wir können in diesem Zeitalter rastlosester Thätigkeit uns auch im kleinsten Lebenskreise einer gewissen treibenden Hast nicht erwehren, auf die unsere Großväter mit Verwunderung, vielleicht auch mit Verachtung herabgesehen hätten. „Gut Ding braucht Weile.“ war ein Sprichwort ihrer Zeit, unsere Tage dagegen tragen das Motto: „Zeit ist Geld“ an der Stirn geschrieben. Geld aber ist Macht, ist die goldne Pforte aller Glückseligkeit — also Zeit laß' dich ausnutzen, dehnen, verwerthen; gönne dir keine Ruhe, armes gehetztes Menschlein, keinen Sonn- und Feiertag, du könntest einige Stunden Verdienst verlieren und um so viel später reich, mächtig, einflußreich werden!

Ob du wirklich jemals dieses glänzende Ziel erreichen wirst und ob du dann Schaden gelitten hast an deiner unsterblichen Seele, ob dein inneres Auge aus all' dem irdischen Staub heraus noch die ewige Heimath zu erkennen vermag und dein geistiges Ohr in dem Getümmel der Welt nicht taub geworden für beines Gottes Stimme — wer will dir dies sagen?

Ein Zug der Frühreise, des Vorausnehmens ist in alle unsere Verhältnisse eingedrungen; schon dem kleinsten Kinde läßt man nicht Zeit, sich normal zu entwickeln, sondern stellt es auf seine Füßchen, ehe dieselben es zu tragen vermögen und verschafft ihm dadurch den Genuß, zeitlichens auf Säbelbeinen durch die Welt zu watscheln. In den Schulen wird der unreife Geist mit allem möglichen Wissen gestopft, ein Geist der Ueberhebung und der Kritik gewekt, der redt oft die Freude und den frischen Genuß an Wissenschaften und Literatur auch für spätere Jahre verkümmert, ja es vielleicht für immer unmöglich macht, sich unbefangen dem Eindrucke großer Werke hinzugeben. Und wach' besonderer Segen liegt doch auf Unternehmungen und Arbeiten, die man im passenden Augenblick beginnen, bei denen man der Ueberlegung und Ausführung die nöthige Zeit lassen kann, wie oft dagegen scheitern wir am kleinsten Hinderniß, wenn uns nur der eine Gebanke beherrscht: „zu rechter Zeit fertig werden!“ wenn wir alle Kräfte dem Tempo unserer Arbeit zuwenden müssen, welche sonst ihrer Dualität hätten zu Gute kommen können. Wie verblüffend wirkt ein unvorhergesehener Zwischenfall in solchen Momenten der größten Eile, wie viel edle Zeit kostet er uns, und wehe! wenn wir sie nicht mehr übrig haben. Obendrein verdirbt er meist auch noch unsere Laune, die unter drängenden Verhältnissen ja leider selten Stand hält, sondern uns selbst, den lieben Nächsten und die ganze weite Welt verwünscht, während oft nur eine Klage über allzu großes Vertrauen in die Dehnbarkeit der Zeit oder in unsere eigene Leistungsfähigkeit am Plage gewesen wäre. Verstimmt Menschen tragen aber bekanntlich nicht eben zur Erhöhung der Gemüthlichkeit bei, sie sind auch allzu schnell mit Tadel und Ungebuld bei der Hand, und so hoffe ich, liebe Leserin, du könntest dir Zeit lassen beim Lesen meiner kleinen Morgenbetrachtung und sie daher mit Nachsicht aufnehmen.

J. L.

Gefammeltes. Von Meta Wellmer.

Es ist leichter ein Herz erobern, als es ausfüllen.
Die Ehe ist die geistreichste Sache für die Dummen und die dümmste Sache für die geistreichen Menschen.
Alles wurde dem Hlob genommen, nur seine Frau nicht.
Der Schein der Eifersucht ist die letzte Höflichkeit einer entschwindenden Liebe.
Diejenigen hassen zu müssen, welche man lieben möchte, ist das härteste Schicksal.
Die Eifersucht ist die Schwester der Liebe, wie Satan der Bruder der Engel.
Die Liebe ist blind, aber die Ehe operirt sie.
Die Blüthe duftet Allen, die Frucht mündet nur Einem.
Das Geld und die Liebe sind gute Diener, aber schlechte Herren.
Feuer im Herzen macht Rauch im Kopfe.





Zur Reisezeit. Eine ganze Reiseausrüstung wollen Sie, m'amie, schwarz auf weiß haben; und daß sie elegant und praktisch, hübsch und leicht sei, ist selbstverständlich. Gleichviel ob Sie als Wandervogel südwärts die breite Heerstraße ziehen oder ob Sie sich das High life der Bäder oder einen stillen Gebirgssee zum Ziel ausersuchen — es handelt sich um die Reisetoulette. Ein besonders mustergerichtiges und dabei der Gesundheit zuträgliches Kleidungsstück gibt es freilich dafür nicht; selbst mein Spähen in der Hygiene-Ausstellung war nach dieser Richtung fruchtlos und es erübrigt mir daher nur, nach Jäger'scher Theorie, an die wärmende, heilsam schützende Wolle zu erinnern. Für Reisezwecke, d. h. so lange Sie den unangenehmen Niedererschlägen der Dampfhoheföhne, dem Staub der Landstraße bei Wagenfahrten oder gar bei Fußtouren ausgesetzt sind, ist es durchaus rathsam, ein wollenes Kleid von nicht zu heller Farbe zu wählen. Die carrirten Stoffe sind hierzu eigentlich recht am Platz, wenn Sie es nicht vorziehen, gemäß der Mode neuesten Datums, einen der Länge nach gestreiften Stoff, mit uni zusammen arrangirt, zu verwenden. Besonders günstig für Reisetouletten erweist sich die jetzige Form der Kleider: der glatte, hinten etwas faltige, am unteren Rande nur mit schmalem Plüsch garnirte Rock aus einfarbigem oder aus gemustertem Stoff, der leicht zu reinigen und von vorn herein nicht so sehr dem Verschleiss ausgesetzt ist wie die reich garnirten Röcke. Ein Anzug z. B. aus marineblauem oder myrthengrünem Boulestoff mit einfarbigem Tunita und Taille (letztere nur mit Einsatzeil und Aermelausschlägen aus gemustertem Stoff) wirkt recht bisingüirt. Aber auch andere Stoffe zu glatten Röcken sind nicht ausgeschlossen, selbst leichtes Tuch und Sammet werden vielfach dazu verwendet. Da die Mode es wieder begünstigt, die Straßen- und Reisetoulette ohne den sogenannten Umhang herzustellen, so sind die Anzüge, resp. die Taillen, in ihrem Arrangement darauf berechnet, daß sie den Eindruck des Fertigen wie des Zierlichen machen. Dahin rechne ich z. B. eine aus schottischem Seidenstoff à la matelot gefertigte Bluse mit vorn offenem Räckchen darüber, ein mit Paniertheilen, hinten à la Polonoise hergestelltes Ueberkleid oder eine lange Weste Louis XIII. und anschließender halblanger Paletot darüber u. s. w., u. s. w. Besonders aber werden in dieser Reisesaison die amerikanischen Costüme: plissirter Rock aus carrirtem Stoff und Schoftaille aus einfarbigem Seide, der zu einem der Grundtöne des Carreau paßt, vertreten sein. Vielfach arrangirt man die Vorder- und Rücktheile der Taille blusenähnlich, d. h. oben in Form einer Paffe in dicke Fältchen gezogen (mother hubbard), die nach unten hin frei ausgehen. Am Taillenabluß ist der Stoff vorn und hinten in Falten gelegt und durch einen Gürtel gehalten. Diese Form eignet sich namentlich für schlanke, gut gewachsene Figuren und nimmt sich am besten in Seide aus, wenn auch aus ökonomischen Rücksichten die erwählten einfarbigen Taillen aus anderen Stoffen hergestellt werden können. Den neuen und frischen Toiletten dieses Aussehens zu erhalten, erweisen sich Staubmäntel (cachepoussières) sehr beachtenswerth. (Durch den Regenmantel ist dieses Kleidungsstück keineswegs ersetzt.) In ihrer Form erinnern sie an den früheren weiten, faltigen Bourneus, ferner erscheinen sie in Havelockform, in verlängerter Douillette, als Bluse parisienne (Abb. 1), oder neuestens als Mandarin: Reidingoteform nach unten hin weit und faltig, mit offenem ziemlich weitem japanischen Kermel. Für Gebirgs- und Strandaufenthalt empfiehlt es sich, diese Reismäntel aus leichtem Wollenstoff zu fertigen, da sie alsdann zugleich eine schützende Hülle gegen die Einflüsse wechselnder Temperatur, feuchter Morgen- und Abendluft sind. Im Uebrigen wählt man gern Wafseide, wollenen Lüftstoff, Zephyr oder Satin dazu. Die gewöhnliche Reisebedeife: trocher Sinn und wenig Gepäck, mag für Touristen die zutreffendste Regel sein; aber wer einen fashionablen Strandaufenthalt wählt oder die Gitebäder besucht, dem wird Paragrapph 1, die Reisetoulette, bei weitem nicht genügen. Wozu

auch hätte die Mode alle die eleganten Soirée- und Reunion-toiletten aus gelblichen Spitzen und Gaze, aus schwarzen Perlengrenadines und Spitzen, aus rosa, gelber, mattblauer Seiden-gaze, Blumen, Früchten und Schmetterlingen erdacht? Und die hübschen Matinées oder Deshabillés, in denen der vorgeschriebene sanitäre Spazierweg zur Brunnennajade sich leicht und behaglich zurücklegen läßt. Für diese Matinées-toiletten scheint der baumwollene Satin berufen zu sein. Uni, bedruckt, als Blumenplein, mit phantastischen Figuren, kleinen Schärferenzen, oder mit Bildchen im Rococo und Watteaustil, bestehen sie zumeist im kurzen, süßfreien, mit zwei breiten Plüschvolants besetzten Rock und ziemlich langem Paletot, der hinten anschliefend ist und dessen Vordertheile gefaltet sind und vermittelst eines lose in eine Schleife geschlungenen Bandes blusenähnlich herabfallen. Die Promenaden-, Concert- und Dinner-toiletten, selbstredend kurz und süßfrei, stellen sich aus den vorzichendsten Stoffen, vorherrschend aber aus Seidengewebe, unter denen die carrirten und die Ghangantstoffe die erste Rolle spielen, zusammen.



Abb. 1.

Den Kopfbedeckungen noch ein Wort zu widmen, wäre Wiederholung, handelte es sich nicht um die Reife. Hübsche, leichte Chasseuhüte aus duntem Filz, selbst Hüte aus klein carrirter Weige finden neben den Strohhüten regen Begehr. Erstere begnügen sich als Garnitur mit einer Feder oder mit einem Flügel als Agrette, letztere finden in den Chaperes aus Spitzen, dem Gazej Schleier oder dem dicht und voll gewundenen Streifen aus Danaetüll (Tüll mit kleinen Goldpunkten und Sternchen) in der zum Costüm passenden Farbe graziöse Vervollständigung. Zu den für Bäder, d. h. für die gesellschastlichen Zwecke derselben berechneten Kopfbedeckungen gehören auch die reizenden kleinen Häubchen, die unsere vornehmen Damen selbst im Theater goutiren. Ob sie historischen Ursprungs, der Tracht der schönen Welferin, oder ihrem Namen „Bolsynhäubchen“ nach, der unglücklichen Anna entlehnt sind, wird wol unentschieden bleiben; die Mode protegirt sie, und das genügt. In der That verdienen diese klebsamen koketten Coiffuren (Abb. 2 und 3) aus Sammet, Goldspitze, Stickerel und Perlen Aufmerksamkeit, selbst wenn sie neben einfacherer Kopfbedeckung, wie die wärmenden schützenden Chenille-tücher, an praktischer Bedeutung zurückstehen sollten.

Fast hätte ich vergessen, einen bequemen und praktischen Strandstuhl Ihrer Beachtung zu empfehlen. Derselbe, in Form eines gewöhnlichen Korbstuhles, auch aus demselben Material gefertigt, findet zu Reizezwecken großen Anklang, da er, mit einem gewölbten Dach ver-



Abb. 2.

Abb. 3.

sehen, gegen die Sonne, selbst gegen leichte Regenschauer und Luftzug schützt, nicht zu gedenken der süßen Ruhe, die er gewährt, wenn die eintönig rauschenden Wogen ein Schlummerkleb fingen. (Abb. 4.)



Abb. 4.

Feine Küche.

Hamburger Nierenuppe. 2 Kilo mageres Rindfleisch, 1 Kilo verbes Kalbfleisch, beides nur leicht gewaschen, 350 Gramm magere rohen Schinken — es kann harter von der unteren Seite sein — Sellerie, Porre, Petersilienwurzel, Pastinake, Möhre, Champignon, von allem nur ein Stück, gut gewischt und gewaschen, schneidet man in dünne Scheiben, legt sie in den Suppentopf, füllt noch 3 in Scheiben geschnittene Chalotten hinzu, gibt etwas braune Butter darüber und läßt alles etwas rösten, doch darf es nicht anbrennen. Sobald die Chalotten hinlänglich Farbe haben, füllt man 5/2 Liter Wasser, welches aufgekocht war, doch wieder kalt wurde, hinzu, bringt es zum Kochen, schäumt die Brühe sorgfältig ab, schließt die Casserolle und kocht die Brühe langsam 3 Stunden, sie dabei öfters abschäumend und das Fett entfernend. Nach dieser Zeit schmeißt man 3 Eßlöffel voll Wehl in Butter braun, gibt es zu der durchgezeigten Brühe, füllt 1 Glas Madeira hinzu und läßt sie nochmals 2 Stunden kochen. 3 gute Kalbsnieren kocht man mit einigen Wurzelscheiben, etwas Citronenschale und Salz in etwas Fleischbrühe schön weich, schneidet sie in kleine Würfel (1 Cent.), legt sie in die Suppendüffel, mischt sie nach Belieben mit dem dritten Theile einer klaren Champagner, gibt zu der Brühe 2 Prisen Capernesspfeffer, schmeckt nach dem Salze, entfettet sie nochmals und gibt durch ein Haarsieb die togen-heiße Brühe über die Nieren. Auch etwas Spargel kann man der Suppe zufügen.

Fondue. Der berühmte Gastronom Brillat Savarin ließ eine seiner Lieblings Speisen, ein Fondue (Müßrei), folgendermaßen herstellen: Die Eier — für jede Person 2 Stück — werden gewogen, nach dem Gewichte der Eier nimmt man 1/2 desselben geriebene Schweißkäse, 1/2 frische Butter. Die Eier werden verschlagen und gewahrt, dann wird Milch, auf jedes Ei 1 Eßlöffel voll, der geriebene Schweißkäse, etwas Salz und viel gekochener Pfeffer dazu gegeben. Eine Casserolle wird dann am Boden mit der Butter bestrichen, die Eier dazu gegeben und das Ganze auf raschem Feuer verrührt, bis das Eiweiß zu gerinnen beginnt. Auf gut erwärmter Schüssel wird die Speise sofort servirt. Dünne Schnittchen Pumpernickel sind sehr schmackhaft zu dem Fondue. Die Unterzeichnete bereite das Fondue oft mit halb Wasser, halb Weiswein statt der Milch und war es auch so sehr schmackhaft. Steinbutte mit Sauce Récamiere. Der Fisch wird gut gereinigt, ausgegenommen, nochmal gewaschen, auf das Einhängesieb gelegt, dies in den Fischkessel gehängt und mit Wasser bedeckt, dem man Salz, ein Stüchlein Butter, 1 bis 2 Chalotten, 1 Möhre, etwas Citronenschale, 1 Kräuterbündchen und etwas Citronensaft zusetzt. So wird der Fisch zum Kochen gebracht, dann wird der Kessel auf eine entfernte Herdstelle geschoben und

darf er nun nicht mehr kochen, sondern nur ziehen bis das Fleisch sich von den Gräten loszulösen beginnt. Auf einer mit zerhackter gefalteter Serviette belegten Schüssel — beide erwärmt — wird der Fisch mit Petersilienwurzel und Citronensaft verziert angerichtet und die nachfolgende Sauce und kleine Fischkartoffeln dazu gegeben.

Sauce Récamiere. Kräftige helle Fleischbrühe (Coulis) wird zu ganz gleichen Theilen mit gutem altem Rheinwein und dem dritten Theile einer klaren Champagner vermischt, bis fast zum Kochen gebracht und mit 8 bis 10 Eibottern abgezogen; die Sauce muß dick, glatt und glänzend sein, sie wird dann mit dem nöthigen Salz und etwas Citronensaft abgeschmeckt, darauf sogleich servirt.

Samm mit Paprika. Aus den Reuten eines altgeschlachteten Lammes löst man das Fleisch aus und schneidet es in daumendicke Würfel. In reichlich (75 bis 100 Gramm) Butter schmeißt man 3 bis 4 feingeschnittene Chalotten goldgelb, streut 4 Prisen Paprika darüber, läßt es zusammen etwas dünsten, legt das Fleisch hinein, bestreut es mit dem nöthigen Salze, schließt die Casserolle fest und läßt das Fleisch langsam weich werden, wobei man, um das Anbrennen zu verhindern, die Casserolle öfters schütteln muß. Beim Anrichten legt man das Fleisch in eine Schüssel, vermischt den Fond mit 1/2 bis 1/4 Liter süßem Rahm, läßt die Sauce nochmals aufkochen, schmeckt nach dem Salze und gießt sie über das Fleisch. Man servirt das Fleisch in einem Reistrande oder gibt Kartoffeln à la Lyonnaise dazu.

China-Chilo. 2 Kilo Hammelfleisch aus der Keule oder vom Halse werden in hübsche Stücke geschnitten, nachdem man das Fleisch vorher etwas klopfte; 8 mittelgroße Zwiebeln hackt man mit 6 Stauden Kopfsalat ziemlich fein, schmeißt dies in 275 Gramm Butter 4 bis 5 Minuten lang, wobei man Salz, etwas Muscatnuß und 3 bis 4 Prisen weißen Pfeffer darüber streut, legt das Fleisch darauf, füllt 2 Liter Erbsenerne (Schoten), 2 Kohlrabi, 2 Carotten so klein wie die Erbsen geschnitten hinzu, gießt 2 Liter Fleischbrühe darüber, bedt die Casserolle (Dampfstopf) fest zu und läßt die eben so schmackhafte als kräftige Speise langsam 2 Stunden kochen, füllt, ist die Sauce zu dünn, etwas in Butter braun geschweißtes Mehl kurz vor dem Anrichten hinzu. 2 Theelöffel voll Salz darf man zu diesem Quantum verwenden. In einem Reistrande richtet man das China-Chilo an.

Tauben wie wilde Tauben zubereitet. Recht schöne fetze junge Tauben läßt man einige Tage an der Luft hängen, rüßt sie, nimmt sie aus, worauf man sie feigt und sorgfältig wäscht, mit Salz, das man mit einigen feint gekochenen Keilen und Pfefferkörnern mischt, einreibt, dann recht zerlich und dicht spickt. Man wähle eine Casserolle, in der die Tauben gerade dicht nebeneinander liegen können; den Boden bedeckt man mit Spedplatten, Zwiebel-scheiben, streut feingeschnittene Wachholderbeeren — für 2 Tauben 3 Stück — darauf, legt 2 Möhren, 1 Vorberblatt dazu, legt die Tauben darauf, läßt sie erst ringsum braun werden, gießt dann etwas Fleischbrühe und ein Glaschen Madeira darunter und läßt die Tauben gar schmoren. Beim Anrichten setzt man die Sauce durch, entfettet sie, verkostet sie mit etwas braunem Mehl und rührt etwas fetten sauren Rahm in die Sauce. Beim Anrichten, wenn die Tauben als Braten gegeben werden, halbrirt man sie und legt sie wieder zusammen, sonst richtet man die halbrirten Tauben en mirton an.

Stachelbeer-Crème (Fool). 1 Kilo noch unreife Stachelbeeren werden von Stiel und Wärtchen befreit, gewaschen, mit 1/2 Theelöffel voll kohlsäurem Natron vermischt, dann mit 1/2 Liter Wasser, 1 Prise Salz und 750 Gramm Zucker, an dem man die Schale einer kleinen Apfelsine abrieb, recht weich gekocht, durch ein Sieb gefruchtet und mit 1/2 Liter saurem Rahm, den man mit 3 bis 4 Eiweißen schlug, nach und nach vermischt, worauf man die Crème in Glasschüsseln gibt und 1 Stunde auf Eis stellt. Sand- oder Mandelconfect gibt man zu der Crème.

Salat romain. Erst im Herbst bereitet man von den Stengeln und Blattstücken des Salat romain oder Binde Salat einen dem Spargelsalat ähnliche Speise. Jetzt im Juni benützt man die Herzen und ganz jungen gelben inneren Blätter. Diese und die gepackten Herzen werden mit der nachfolgenden Sauce angemacht, doch erst im letzten Augenblicke des Anrichtens, und mit hart gekochten Eibotteln verziert. Sauce: Einige hart gekochte Eibottel streicht man durch ein Sieb, mischt etwas englisches Sem-mel darunter, verrührt dies mit viel Del, Essig, 1 Prise Zucker, feinge-hackter Petersilie, Estragon, Dill, Kervel und Kresse, von der letzteren nimmt man eben soviel oder mehr, als von den übrigen zusammen.

Rosen-Budding. 225 Gramm ganz frisch geplückte Rosenblätter (Centifolien) wiegt man auf einem Wiegebrette recht fein, mischt sie mit 225 Gramm Zwiebackkrumen und 25 Gramm ganz fein geriebenen süßen Mandel und deckt dies fest zu. 12 Eibottel rührt man mit 250 Gramm Puderzucker 15 Minuten nach einer Seite hin, füllt dem nach und nach unter Rühren 1/2 Liter süßen sauren Rahm, 1 Theelöffel voll gekochenen Zimmt und 1 Prise Salz, die mit Zwieback und Mandeln gemischten Rosenblätter dazu, zieht den steifen Schnee der 12 Eiweiße durch die Masse, füllt sie in eine gut gebutterte, mit Zwiebackkrumen ausgestreute Form und kocht den Budding 1 1/2 Stunde im Wasserbade. Eine Rahmauce nach Recept Nr. 12 vom März 1880 gibt man dazu.

Rhabarber einzumachen. Die Blattstiele und Rippen einer recht großen Rhabarberstaude schält und schneidet man in etwa 6 Cent. lange Stücke, betränfelt sie mit Citronensaft, bestreut sie mit Zucker — soviel Zucker als 1/2 des Gewichtes der Rhabarberstücke — und deckt sie zu. Am anderen Tage gießt man den Saft von dem Rhabarber in eine Casserolle, füllt etwas Citronenschale hinzu, kocht ihn dick ein, legt dann die Rhabarberstücke hinein, kocht sie 12 bis 15 Minuten, legt sie mit einem Schäumer in die vorher geschwefelten Gläser, vertheilt den Saft darauf, läßt die Conserve erkalten und überbindet sie am anderen Tage, nachdem man eine in Rum getauchte genau passende Papierkappe darauf legte, vorschriftsmäßig mit Pergamentpapier oder verklebt sie mit Schreypapier.

J. S. W.

Wirtschaftsplaudereien.

Blumen und Federn. Das Anfertigen künstlicher Blumen bildete, bei den allerdings bescheideneren Anforderungen der Mode, früher nicht selten eine gern geübte häusliche Beschäftigung. Hat die Großindustrie heute sich fast ausschließlich begünstigt durch Arbeitstheilung, dieses Kunsthandwerkes bemächtigt, so ist doch nicht gesagt, daß damit häuslichem Fleiß und Geschick die Möglichkeit abgeschnitten ist, auch im Blumenmachen Erprießliches zu leisten — auch heute noch werden Millionen von Sträußchen gestrickt, ungeachtet sich die Großindustrie längst bemächtigt hat der frickenden Frauen-gewicht die Stricknadeln den Händen zu entwenden. Ebenso ist die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß, besonders in kleinen Städten, die Blumen-fabrikation heute noch verlohnt. Die intelligente Blumenmacherin wird bald diejenige Specialität herausfinden, die sie mit Nutzen cultiviren kann und dem nie rastenden Erfindungsgeist stehen hier noch tausend neue Wege offen. Die Mittel, sich einen Einblick in die Praxis der Blumenfabrikation zu verschaffen, bietet ein Büchlein von Adele Lenard, Fabrikvorsteherin, welches unter dem Titel: „Die Verfertigung künstlicher Blumen,“ sowohl nach fabrikmäßigem, wie nach kleinerem Betriebe, bei B. F. Voigt in Weimar erschienen ist. Die Verfasserin bietet nach eigenen langjährigen Erfahrungen ein reiches Material der Belehrung, sowohl was Einrichtung und Material, als was die Details der Fabrikation selbst anberührt. Die Kapitelüberschriften lauten: Von dem Arbeitszimmer und den sonst noch nöthigen Localitäten. — Von den Werkzeugen und Geräthchaften. — Von den Materialien. — Von den Vorbereitungen. — Von dem Zusammenfügen einzelner Blumentheile zu einem Ganzen. — Von einigen Beispielen zur Verfertigung einzelner Blumen. — Eine große Anzahl von Abbildungen dient zur Erläuterung. Der zweite Theil des Büchleins wird eingenommen von einer ausführlichen Anweisung, Schmuckfedern zu waschen, zu bleichen, zu lasuriren, ganz oder nur zum Theil zu färben, zu schattiren, zu trocknen, zu dreifiren und zu krauseln. Das Reinigen und Färben der Federn ist ein oft gefragtes Kapitel, und so glauben wir, daß Adele Lenard's Werkchen vielen unserer Leserinnen schon allein der Behandlung der Schmuckfedern wegen willkommen sein wird. Damit unsere Leserinnen einen Einblick in das Büchlein erhalten, drucken wir in Nachstehendem das Kapitel von dem Reinigen, Bleichen und Schönen der Schmuckfedern ab.

Das Zubereiten der Schmuckfedern umfaßt eine ziemliche Reihe von Operationen, die aber für sich allein gedacht werden können, indem es nicht nöthig ist, daß jede Feder alle diese Behandlungen erfährt.

Das Erste, was mit ihnen vorzunehmen ist, besteht in einer sorgfältigen Sortirung nach Art, Farbe, Größe und Qualität. Ist man hiermit zu Stande, so wird jede Partie in länglich-wiereckige Pappschachteln eingelegt und einwärts bei Seite gestellt und nur diejenige Partie hält man zurück, die man zunächst einer Zubereitung unterziehen will.

Letztere beginnt mit einer sorgfältigen Entfettung der Federn und macht sich vornehmlich bei denjenigen nöthig, die man zu färben beabsichtigt. Die weiche Aufmerksamkeit hierbei erfordert der Stiel der Federn, welcher hornartig, glänzend und fettartig ist und infolge dieser Eigenschaften die größten Schwierigkeiten beim Färben bieten würde. Der beste Weg, über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen, ist der: das Del von der Oberfläche der Riele fortzunehmen und letztere so porös als möglich zu machen, ohne dem natürlichen Glanze derselben zu nahe zu treten. Um dieses zu bewerkstelligen, reibt man die hornigen Theile mit einem Stück kohlsäurem Ammoniak (Streichhörnchen) ein, durch welches das Horn erweicht wird, ohne dem Federkiel Schaden zuzufügen. Bei dieser Arbeit muß man jedoch darauf

sehen, daß die Daunen oder der Bart der Feder unberührt bleiben. Da letzteres indes nicht immer zu vermeiden steht, so ist von Dr. Reimann empfohlen worden: zum Entsetzen der Federn sich lieber einer wässrigen Lösung von kohlenstoffreichem Ammoniak oder schwacher Sodaaugung zu bedienen, in welche man die Federn sorgsam einlegt, so daß sie sich nicht biegen oder gar brechen können. Man kann sie bis über Nacht darin liegen lassen. Nach dem Entsetzen bringt man die Federn in ein Bad von lauwarmem Seifenwasser, welches man aus 33 1/2 g weicher (sogenannter Marzeiler) Seife auf 500 g Wasser bereitet: in selbiges taucht man die Federn ganz ein und behandelt sie ziemlich stark zwischen den Händen während einer längeren oder kürzeren Zeit. Diese Behandlung setzt man fort, bis das Seifenwasser erkennbar erschöpft ist, nämlich bis es seine weißmachende Eigenschaft verloren hat. Man gießt alsdann dieses erste Bad weg, bereitet auf gleiche Art ein zweites, thut in dieses die Federn auf neue hinein, wiederholt an ihnen dieselben Handgriffe und bringt endlich auch noch ein drittes Bad in Anwendung. Durch diese Seifenbäder werden auch zugleich die auf den Daunen oder Bärten sich zuweilen befindlichen Schmutztheile beseitigt. Gleich nach beendigter Reinigung spült man die Federn drei- bis viermal mit lauem und dann zuletzt noch einmal mit kaltem Wasser ab.

Hierauf werden die Federn gebleicht, welche Operation aber nach Umständen verschieden ist. Bei Federn nämlich, welche schon von Natur aus weiß sind und auch weiß bleiben sollen, sucht man diesen Farbenton dadurch zu erhöhen, daß man sie sorgfältig in ein Bad von mäßig (nicht zu heißem) Wasser einlegt, worin fein gepulverte weiße Kreide, oder auch sogenanntes Walkerde (weißer Thon) in gepulvertem Zustande, zerlassen ist. Nachdem sie in diesem Bade so lange verbleiben sind, bis das Wasser seine Wärme mehr verspüren läßt, werden sie wiederholt mit reinem Wasser abgepült, um sowohl die etwa an ihnen verbliebenen Kreide- oder Walkerde-Teilchen zu entfernen, als auch den Grad ihrer erlangten Weiße besser beurtheilen zu können. Ergibt die Prüfung in Bezug auf den Farbenton ein zureichendes Resultat, so sucht man dieses nunmehr dadurch noch mehr zu steigern, daß man die Federn, während sie noch naß sind, an Schmitzen in einem verschließbaren hölzernen Kasten aufhängt, in welchen man dann schwefelgasreiches Gas leitet. Um letzteres zu gewinnen, erhitzt man, je nach der Quantität der zu bleichenden Federn, 16 bis 33 oder auch noch mehr Gramme Schwefel in einem geschlossenen Raume unter geregelter Luftzufuhr bis zum Entzünden und leitet das hierbei sich bildende Gas durch Kanäle oder Röhren in den Raum, resp. Kasten, in welchen es zur Bleichung gelangen soll.

Sollte sich aber wider Wunsch und Erwarten ergeben, daß die weißbleibenden Federn mit einem Stiche ins Gelbe behaftet seien, so zieht man von dem Schwefel ab und schönt sie. Man bringt sie nämlich zu dem Ende in ein Bad von reinem Wasser, welchem man eine kleine Menge aufgelösten Indigocarmins, wasserlöslichen Anilinfärbens oder Anilinviolett hinzugefügt; hierdurch erhalten sie einen sogenannten Laurschein, welcher jenen Stich ins Gelbliche maskirt oder verdeckt.

Auch die Federn, welche man zum Färben bestimmt, bedürfen einer vorausgehenden Bleichung, um möglichst reine und gleichmäßige Farbtöne zu bekommen; man bedient sich aber hierzu eines anderen, als der beiden vorhin angegebenen Verfahren, nämlich des von Viol und Duflo erfundenen. Dasselbe ist neu und gestattet sogar schwarze Strauß- und Geierfedern zu bleichen, daß sie schneeweiß werden und dadurch zu einem höheren Preise verkauft werden können.

Man läßt die Federn 3 bis 4 Stunden lang in einer lauwarmen verdünnten Auflösung von doppelt-chromsaurem Kali, welcher man eine geringe Quantität Salpetersäure zugefügt hat. Nach dieser Zeit haben die Federn eine grünliche Färbung angenommen. Die Ursache derselben ist, daß die Federn durch den von der Chromsäure abgegebenen Sauerstoff gebleicht werden; das gleichzeitig aus der Chromsäure entstehende Chromoxyd lagert sich aber auf den Federn ab und färbt sie grünlich. Um das niedergefallene Chromoxyd wegzunehmen, bringt man die Federn in eine verdünnte Auflösung von schwefliger Säure, welche das Chromoxyd auflöst. Die Federn werden infolge dieser Behandlung vollkommen weiß und können nun als weiße Federn direct Verwendung finden oder in jeder beliebigen Farbe gefärbt werden.

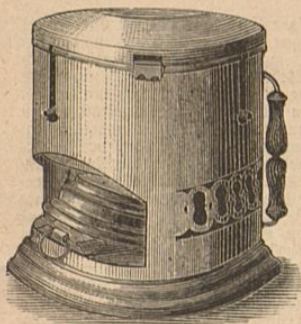
Zu beachten ist noch, daß man die angewendete Lösung von chromsaurem Kali nicht zu stark ansetzt und nicht zu viel Salpetersäure hinzusetzt. Besonders mit dem Zusatz der letzteren muß man sehr vorsichtig sein. Am besten verwendet man eine Salpetersäure, welche weder raucht noch gelb ist; denn eine solche enthält salpetrige Säure und könnte schädlich — gelb färbend — auf die Federn einwirken. Besonders die Fahnen der Federn muß man sehr schonend behandeln.

Selbstverständlich bezieht diese eben angegebene Bleichmethode der Federn, daß man letztere, nachdem die Operation an ihnen vollzogen ist, mehrmals in lauem Wasser läutert oder spült. Dem letzten Läuterwasser kann man dann auch, im Falle die Federn als weiße verwendet werden sollen, eine kleine Menge aufgelösten Indigocarmins, wasserlöslichen Anilinfärbens oder Anilinviolett hinzusetzen, wodurch die Federn geschönt oder laurirt werden.

Alle gebleichten Federn, mag die Bleichung auf diese oder jene Art bewerkstelligt worden sein, muß man, wenn man sie als weiße verwenden will, gleich nach beendigter Läuterung in selter Bewegung trocknen, damit die Daunen frei emporstehen und sie ihre natürliche Gestalt wieder erhalten und dann schließlich auch noch kräuseln. (Wir kommen mit obigen Ausführungen einem oft an uns gestellten Wunsche vieler Abonnenten entgegen.)

Einem Porzellan-Nischbecher für Cigarrenraucher producirt die Porzellan-Manufactur von S. Schomburg u. Söhne in Berlin (Alt-Moabit). Dieser Nischbecher hat den Vorzug, daß die Öffnung im Deckel desselben, durch den man die Nische bequem abtreibt, sich automatisch wieder schließt und somit des unerbittlichen Anblicks und Geruchs abgeworfener Cigarrenstummel überhebt. Der Schomburg'sche Porzellan-Nischbecher empfiehlt sich in seiner Construction wie auch in seiner zierlichen Form als praktisches Requisit für jeden Rauchtisch.

Neuer verbesserter Sicherheits- und Reise-Schnellkochapparat. Der neue verbesserte Sicherheits- und Reise-Schnellkochapparat ruht in festem sicheren Rechaud, das überdies an 2 Handhaben A A gehalten werden kann und die Lampe B, in gleicher Construction, wie die des älteren Apparates und ebenfalls mit Drahtnetz versehen, ist fest eingeschoben, bildet also mit dem Rechaud C ein Ganzes und kann weder herausfallen noch umgeworfen werden (ein Uebelstand, der bei dem Sicherheitskocher, von uns im Jahrg. 1874 Seite 372 beschrieben, sich bemerkbar machte). Der verbesserte Sicherheits- und Reise-Schnellkocher bietet aber außerdem noch den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß man auf demselben entweder kochen oder nach Belieben auch nur wärmen kann, indem man mittelst der im Rechaud angebrachten Schließe D D, die Casterolle tiefer hineinhängt, also der Flamme nähert, oder durch Einhängen in die Vandeinschnitte E mehr von der Flamme entfernt. — Ein beigegebener loser Stiel paßt in die Dese des Lampenbedels, der zum Lösen und Schließen der letzteren dient, der Stiel zur Casterolle ist mit Charnier versehen und umlegbar, ein übergreifender Deckel endlich schließt den ganzen kleinen Apparat. Wir können den neuen



Geschlossen.



Zur Benutzung.

verbesserten Sicherheits- und Reise-Schnellkocher ebenso für Reise, wie für hauswirthschaftliche Zwecke, ganz besonders aber auch für Kinderstuben als vortreflich geeignet und zweckmäßig empfehlen; er entspricht allen An-

forderungen, die man an einen solchen Apparat stellen kann und ist, elegant in Form und Ausführung, aus veredeltstem Metall gefertigt, sowie compendios und überaus einfach in der Handhabung. Den Apparat läßt der Königl. Hoflieferant E. Cohn in Berlin anfertigen und hält ihn im Verkauf-Magazin, Leipzigerstr. 88, in 2 Größen (die Casterollen von einem Inhalt von circa 1/2 und 1/4 Liter) vorräthig, die kleinere Nummer hat eine ganze Höhe von etwa 12 Cent., ein Gewicht von ungefähr 600 Grammm und kostet 12 Mark, die größere Nummer ist bei ziemlich gleichem Gewicht circa 15 Cent. hoch und kostet 14 Mark.

Verfilberte Saucenschilder. An unseren Festtafeln werden in der Regel zwei oder mehrere verschiedene Braten gleichzeitig servirt und dem entsprechend wechseln auch die dazu gehörigen Saucen. Um den Gästen nun das Fragen und Suchen nach der zum Braten gehörigen Sauce zu ersparen, befestigt man an die Saucieren mittelst einer kleinen Kette ein verfilbertes flaches Schild, welches das als Braten servirte Thier darstellt, also beispielsweise Hirsch, Putz u. s. w. Idee und Ausführung finden allseitig Beifall. Die Schilder werden in E. Cohn's Magazin mit 2 Mark das Stück verkauft.

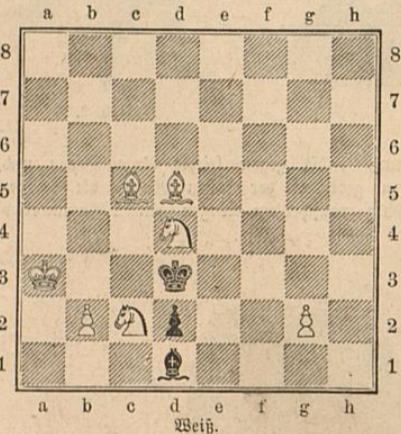


Praktischer Fauteuil. Die Fabrik sächsischer Möbel in Dresden (Paul Koppel) hat sich die Aufgabe gestellt, einen Fauteuil herzustellen, der den Anforderungen älterer und schwächerer Personen, wie überhaupt den Wünschen aller Bequemlichkeit Liebenden entgegenzukommen vermag. Dieser Fauteuil, unter dem bezeichnenden Namen „Faulenzler“ ist so construirt, daß er den ihn Benutzenden befähigt, jede gewünschte Lage anzunehmen und so dem Körper mögliche Ruhe und Bequemlichkeit zu verschaffen, ohne daß es nöthig wäre, um eine liegende, halbliegende oder sitzende Stellung zu erlangen oder von der einen Position in die andere überzugehen, auch nur eine einzige Handbewegung machen zu müssen. Der Stuhl streckt sich vielmehr automatisch nach jeder Lage des darauf ruhenden Körpers und verbleibt dort, bis die Schwere des letzteren in derselben Formation. Diese elegant ausgestatteten sog. „Faulenzler“ dürften in vielen Haushaltungen Eingang finden, da sie, in Springfedernpostern, sich für den Salon, oder in Eisengehäuse, mit Segeltuch oder Drell bepannt, für den Garten der Stadt- und Landwohnungen gleich geeignet erweisen und als Fauteuil und Chaiselongues, sowie als Ruhebetten zur Verwendung kommen können.

Schach.

Aufgabe Nr. 106.

Von Wm. J. Woerner in St. Louis.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 104 Seite 160.

- Weiß.
1. D f 8 — c 5.
Schwarz.
1. Belleibig.
Weiß.
2. S. L. oder d 4 — d 5 matt.

Zweifelhafte Charade.

1.

Er wird im fremden Land geboren.
Dah geht die Heimath ihm verloren.
Er zieht als Jüngling und als Mann
Durch unre deuthigen Gaue dann
Und stirbt zuletzt nach langer Reif'
Im fremden Land als müder Greis.

2.

Die Zweite wird aus dunkeln Schacht
Herauf an's Tageslicht gebracht.
Sie steigt aus tiefen Stromes Grund
Empor zum weiten Erdenrund.
Hier wird von Allen sie geehrt,
Von Hoch und Niedrig gleich geehrt.

1. und 2.

Ein Kunstwerk in dem Ganzen schuf
Des hehren Meisters Zauberrui.

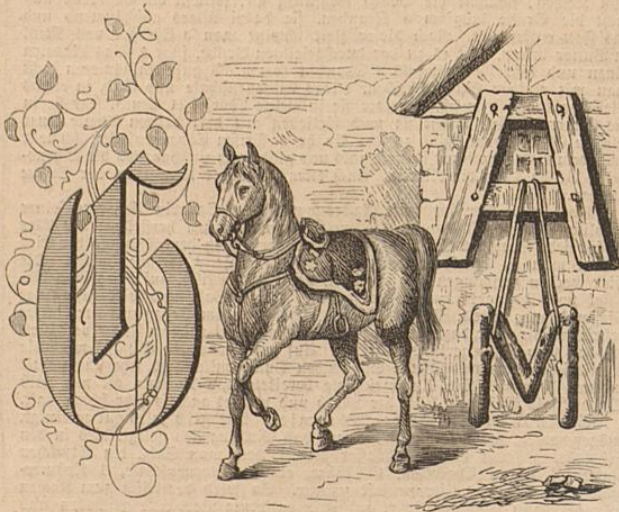
Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 19 Seite 176.

Die Zahl aller Vögel beträgt 200; also 100 Hühner, 50 Tauben, 25 Gänse, 20 Enten und 5 Fauen.

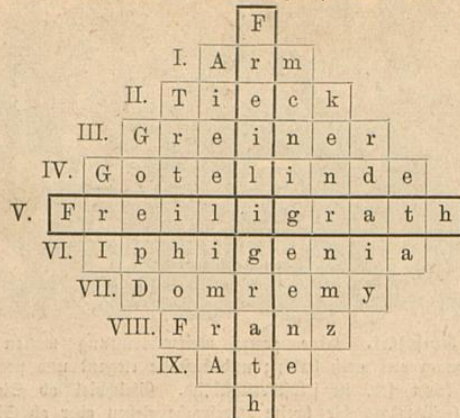
Auflösung des Rebus Seite 176.

Ein Scharmügel.

Rebus.



Auflösung des Arithmogriphs Seite 176.



1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20.
f, r, e, i, l, i, g, r, a, t, h, m, e, k, n, o, d, p, y, z.

Auflösung der Stat-Aufgabe 1. Seite 176.

Gesetz Vorhand hätte: Treff-Zehn, König, Dame, Reun, Aht; Pique-Reun, Aht, Sieben; Carreau-Reun und Aht.
Hinterhand: Treff-Bube und Coeur-Bube; Pique-Ah und König; Coeur-Zehn, König, Reun, Aht und Sieben und Carreau-Sieben.
Erster Stich. Vorhand: Treff-König. Mittelhand: Treff-Ah. Hinterhand: Pique-König.
Zweiter Stich. H: Coeur-König. B: Pique-Sieben. M: Coeur-Dame.
Dritter Stich. B: Treff-Zehn. M: Treff-Sieben. S: Carreau-Sieben.
Vierter Stich. B: Treff-Dame. M: Pique-Dame. S: Pique-Ah.
Fünfter Stich. S: Coeur-Zehn. B: Pique-Aht. M: Coeur-Ah.
Sechster Stich. B: Treff-Reun. M: Carreau-Bube. S: Coeur-Bube.
Siebenter Stich. S: Treff-Bube. B: Pique-Reun. M: Pique-Bube.
S. hat nun Rest, und der Spieler hat keinen Stich gemacht.

Auflösung des Quadrat-Räthfels Seite 176.

T I R O L
I R E N E
R E G E N
O N E G A
L E N A U

Correspondenz.

Wäsche, Garderobe, Schmuck.

N. R. in G. Petroleumseife entfernt man aus Teppichen durch Benzin; sind die Flecke alt, so setzt man etwas Chloroform (etwa 10%) zu dem Benzin. — L. R. Das Waschmittel, bestehend aus Salmiakgeist (nicht Salmiak), Terpentinöl und Seife, die dem Einweichwasser der Wäsche zugefügt werden, ist exprobt und durchaus nicht schädlich für die Zeugfaser. — Fr. W. 3. Koffstede (Eisenflecke) kann man aus Wäsche auf folgende Weise entfernen: Eine Auflösung von 5 Grammm Weinsäure und 5 Grammm Oxalsäure (Ameisensäure) in 100 Grammm heißem Wasser vermischt man durch Zusatz von etwas Gummi-Arabicum oder Stärkekleister, bestreicht die Koffstede damit und läßt sie trocken werden. Dann wäscht man die Flecke in Wasser aus; sind sie noch nicht ganz verschwunden, so wiederholt man das Bestreichen, Trocknen und Auswaschen. Die saure Lösung hält sich lange Zeit, ist aber — durch die Ameisensäure — giftig, muß also vorzüglich aufbewahrt werden. — W. S. Goldfärbelack zum Auflackiren der Goldfärbelacke kann, wie folgt, bereitet werden: 8 Grammm Jobviolett (aus einer Farbenhändlung) werden in einer Reibschale zu feinstem Pulver gerieben und mit braunem Spirituslack (Möbelloack) zu einem dicken Brei angerührt. Dieser Brei muß anhaltend (mindestens eine Stunde) gerieben werden, um das Jobviolett (Anilinviolett) so fein als möglich zu vertheilen. Man gießt während des Reibens Lad nach, sobald der Brei durch Verarbeiten des Spiritus zu dick wird. Der Brei wird dann so weit verdünnt, daß er sich bequem in eine Flasche gießen läßt und der Rest mit Lack nachgepült, um alle Farbe aus der Reibschale zu entfernen. Man verdünnt schließlich mit soviel Spirituslack, bis das Gewicht des Ganzen 50 Grammm beträgt und mischt den Lack durch Schütteln. Vor dem Gebrauch muß die Lackflasche gut umgeschüttelt werden, da sich der Farbstoff in der Ruhe zum Theil absetzt.

Haushalt und Küche.

Fr. J. in B. Mit dem Namen „Stand“ bezeichnet man die Gallerten, welche man zur Bereitung von süßem oder saurem Gelee und Cremes benützt und aus Kalbsfüßen, Gelatine, Hautblase, Agar-Agar u. gewinnt. In einem Liter Stand aus Kalbsfüßen bedarf man vier Stück der letzteren. Die Füße müssen vom frisch geschlachteten Kalbe sein und werden schon gebrannt und gereinigt vom Fleischer erhalten. Sie werden nochmals gebrüht, kalt abgepült; dann wird das Flüssige von den Knochen abgeseiht, letztere ausgebrochen und die Klauen abgeseiht. Man gießt darauf 4 bis 5 Liter kaltes Wasser auf die Füße, läßt sie 5 bis 6 Stunden ohne Salz langsam kochen, schäumt oft ab, gießt die Brühe durch ein Haarsieb in eine tiefe Schüssel und läßt sie erkalten; sie muß bis zu 1/2 bis 1/3 Liter eingedickt sein und ein farbloses, festes Gelee bilden, welches man durch einen Einschnitt mit dem Messer leicht aus der Schüssel hebt und von jedem auf der Oberfläche angelegten Fett befreit. — M. v. Z. in W. Rezept zur Weinschokolade: Für 1 große Tasse löst man 25 Grammm Schokolade in etwas Wasser auf dem Feuer auf und kocht sie mit 1 Glase Weißwein unter beständigem Rühren gut auf, gibt nach Geschmack Zucker dazu und zieht sie nach Belieben mit 1 Eigelb ab. — Fr. v. M. Das „Austindeln, Ausbeinen“ ist in jedem guten Kochbuch, z. B. in Weber's Universal-Verzierung der Kochkunst beschrieben. — Fr. B. in M. Es war uns unbekannt, daß man unter „Brühen“ irgendwo in Norddeutschland auch „Kochen“ versteht. Man übergießt den Thee mit kochendem Wasser (brüht ihn auf) und läßt ihn 5 Minuten lang stehen (ziehen). — Es ist richtig, daß Hermetik augenblicklich in übergroßer Menge bei den Pelzhändlern lagert und sein Preis daher beträchtlich gesunken ist. Nach einer Zeitungsnotiz soll das zu einem Damen-Mantel erforderliche Hermetinmehl schon für 130 Mark zu kaufen sein. Jede größere Pelzhändler wird Ihnen näheren Aufschluß geben. — Fr. P. in F. Italienische Polenta bereitet man wie folgt: Zwei Liter Wasser werden mit dem nöthigen Salzsaft in einer Casterolle zum Sieden gebracht, dann 500 Grammm Maismehl langsam nach und nach und unter beständigem Umrühren mit einem großen Rührlöffel hineingethan; bei kleinem Feuer wird mit dem Umrühren fortgefahren bis ein Brei geworden, fest genug, daß der Löffel in demselben steht. Den Brei stürzt man auf eine flache Schüssel, bestreut ihn dicht mit geriebenem Parmesankäse und übergießt ihn mit brauner Butter. Man kann auch die nach dem Abkühlen in fingerstarke Schmitteln gebrachte Polenta in einer Casterolle zwischen Lagen von Butter und Parmesankäse (eine Stunde lang) baden. — Dem Reis wird die Soja zuletzt zugefügt.

Verschiedenes. A. G. W., Z. Senden Sie Ihr Lustspiel an die Intendant des Großherzogth. Weimarschen Hoftheaters ein. Der General-Intendant Freiherr von Voyn (Aderwand 4) genießt des wolverbienten Rufes, auch bisher namenlosen Talenten, wenn deren Arbeiten tüchtig sind, gern seine Bühne zu öffnen.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. Wir bitten, das Abonnement baldigst erneuern zu wollen, damit jede Störung im Empfang des „Bazar“ vermieden werde. Die Postabonnenten in Deutschland machen wir ganz besonders darauf aufmerksam, daß die Post auf Bestellungen, welche nach Quartals-Anfang ausgegeben werden, die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrückliches Verlangen und nur gegen Entrichtung des sogenannten Strafgroschens (10 Pfennige) nachliefert. Es empfiehlt sich mithin, das Abonnement stets vor Ablauf des Quartals (also noch im Monat Juni) zu erneuern. Die Administration.